Das alte Régime.

Erzählung

von

G. P. R. James,

Verfasser des Darnley, de l'Orme, Attila, der Zigeuner ꝛc.

Aus dem Englischen.

Viertes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1843.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Wie Jeder weiß, der die Erfahrung gemacht, und wie Alle, die sie gleich Annetten noch nicht gemacht, sich bei der nächsten Gelegenheit überzeugen werden, bietet die Festsetzung einer bestimmten Stunde nicht die geringste Garantie, daß die Abreise nicht ein paar Stunden später wirklich vor sich gehen werde. Bald sah sich Annette um diese Erfahrung reicher. Sie hatte noch besonders den Wunsch ausgedrückt, alles zur bebestimmten Zeit bereit zu sehen, aber natürlich war von all dem in Wirklichkeit nichts geschehen. Das Einpacken ihrer eigenen Garderobe in den breiten schweren Reisewagen, wie sie damals Mode, nahm schon eine bedeutende Zeit weg, eine noch längere die Kleider Donninens, die längste von Allen natürlich die des Kammermädchens.

Der Einzige, der im Augenblick zum Aufsitzen und Davonrennen fix und fertig, war Pierre Jean, der zweihemdige Kurier. Die Wahrheit zu gestehen, erwies er sich auch in Betreff des Weißzeugs als Prahler, denn er hatte nur ein Hemd, nemlich das auf seinem Leibe. Natürlich waren bei solcher Bagage-

leichtigkeit seine Vorkehrungen schnell getroffen, und bei dem Ueberfluß an Mundvorrath auf dem Schlosse verwendete er die Stunden, deren die andern zum Packen bedurften, auf innere Reisevorbereitungen, die freilich auch einen beträchtlichen Zeitaufwand in Anspruch nahmen.

Noch ehe Alles zur Abfahrt bereit, war der gute alte Baron von Nogent schon wieder da. Er war von einem Diener zu Pferde begleitet, dem er einen Brief gab mit dem Befehl, ihn nach Figeac auf die Post zu bestellen. Meister Pierre Jean befand sich in diesem Augenblick hart an des Barons Ellbogen, und der Lection vom vorigen Abend uneingedenk, legte er sich alsbald ins Mittel, indem er, seine Bereitwilligkeit zu Bestellung des Briefs bezeugend, sagte: „er ist bei mir sicherer, verlassen Sie sich darauf; die Post ist heutiges Tags unverläßig."

„Ich würde doch immer einem verantwortlichen Schurken eher trauen, als einem unverantwortlichen," sagte der Baron. „Urtheil' ich von der Zeit, die Ihr zur Herreise gebraucht, so möchte mein Brief, den ich schnell nach Paris zu bringen wünsche, zu lange für meine Absicht in euren Händen bleiben."

„O ich reiste mit wunderbarer Schnelligkeit," sagte der Mann in seinem gewöhnlichen unverschämten Tone. „Wahr ist's, ich ward auf der Straße aufgehalten, aber das kam auf Rechnung einer verdreitstätischen Mähre von Pferd, die mich auf neun Meilen eilfmal abwarf. Jedesmal bestand ich auf mei-

nem Sinn, natürlich nahm unsere Erörterung, die Frage, die Replik, die Duplik eine geraume Zeit in Anspruch."

Der Baron sah ihn eine Weile nachdenklich an und sagte dann: „Ihr habt andere Geschäfte zu besorgen, als Briefe zu bestellen, vergeßt das ja nicht. Es wird recht gut seyn, wenn Ihr Euch erinnert, daß Euch für euer Betragen auf dieser Reise nach Umständen reichliche Belohnung oder strenge Ahndung zu Theil wird. Wie Ihr vielleicht wißt, ist der Graf von Castelneau nicht der Mann, auch nur eines eurer Ohren zu schonen, wenn seiner Pflegtochter auf dieser Reise was widriges begegnet."

„Gnädiger Herr," erwiederte der Kurier mit tiefem Bückling und bedeutsamen Blinzeln des activen Auges: „ich werde meine Ohren zu wahren wissen. Meinen Befehlen gehorch' ich aufs Tüpfchen, und an der schuldigen Vorsicht und geeignetem Rathe soll es nicht fehlen."

Nach einigen weitern verwarnenden Worten ließ ihn der Baron stehen, und sah sich nach Annetten um, die eine halbe Stunde später in den Wagen stieg, und ihrem guten, alten Freunde Lebewohl sagte. So entführten sie die Räder den stillen, freundlichen Scenen von Castelneau, wo sie so manchen glücklichen Tag ihres Lebens zugebracht hatte.

Es war ein angenehmer, gelblicher Herbsttag, die Sonne stand tief, und Thürme und Mauern des Schlosses wetteiferten mit den prächtigen alten Bäumen, die

das Gebäude rings umgaben, im Werfen der langen Schlagschatten. Wir nannten sie alt, diese Bäume, und sie verdienten diesen Beinamen, denn mehrere davon, zum Beispiel die Eibenbäume auf der Abendseite, galten für Coäven des Schlosses selbst. Annette sah zum Schlage hinaus und betrachtete sie. Der ruhig feierliche Anblick in die Runde, das kühle Morgenlicht ungestört auf den grünen Rainen und Waldspitzen schlummernd, die langen Schatten, mit dem unmerklichen Schritte der Sonne in so gleichmäßig langsamer Bewegung begriffen, daß kein Auge die Veränderung des Standorts wahrnehmen konnte, so war ihr nicht anders zu Muthe, als riefe ihr all das eine Warnung, eine Ermahnung zu, doch ja den falschen Glanz und Schimmer, den Saus und Braus, den flatternden Leichtsinn der Scenen zu meiden, die sie erwarteten. Und mit der Warnung schien sich die flehentliche Bitte zu verbinden, das von den Tagen ihrer Kindheit an werth und heilig Gehaltene auch fernerhin zu lieben, ihr Herz zu bewahren für die reinern, höhern Erscheinungen dieser Welt, bis ihr Geist gehörig vorbereitet und gerüstet seinen Flug zu nehmen vermöge nach jenen glänzenden Verheißungen, die dort oben in Erfüllung gehen. Alles, Alles, schien ihr ein Lebewohl zuzurufen, mit dem Wunsche, sie unverändert wieder zu sehen, als wär's die Stimme mütterlicher Liebe, die ihr zuriefe. Es lag etwas Heiliges, Feierliches in dem Abschiede von den lieben Scenen ihrer frühen Jugend, und mit innigster Zärtlichkeit weihte sie jeden ihrer

Blicke diesen vieljährigen Freunden, bis die letzte Schloßzinne sich hinter den Bäumen verlor. Dann zog sie den Kopf zurück, verbarg ihre Augen ins Taschentuch und weinte.

Donnine ihrerseits verstand überall nichts von dieser Rührung, sie begriff nicht, wie man bei der Aussicht auf baldige Wiedervereinigung mit dem geliebten Herrn etwas anders empfinden könne, als Freude und Vergnügen, und wäre sie auch mit dem größten Opfer zu erkaufen. Zwar war ihr Castelneau als Aufenthaltsort nicht gerade zuwider, obgleich es ihr zu Zeiten gar zu einsam vorkam. Ebenso hatte sie die heitere Stadt nie ganz vergessen, in der sie den größern Theil ihrer frühern Tage zugebracht, und darf man die Wahrheit sagen, sie hätte den Grafen an keinem andern Orte so gerne abgeholt. Dabei ließ sie freilich außer Acht, daß jener leichte Jugendsinn, der die Freuden der Hauptstadt so schmackhaft gefunden, längst von ihr Abschied genommen hatte.

Sie gab sich alle Mühe, das Fräulein aufzuheitern; aber ach! sind diejenigen, die uns im Kummer zu trösten, im Affect zu beruhigen suchen, nicht im Stande, die wahre Ursache unseres Leidens zu begreifen, wie widrig schlagen ihre Worte an unser Ohr! welch grinsender Hohn ist Trostspruch ohne Sympathie!

„Stille, Donnine, stille!" sagte Annette sanft. „Du verstehst mich nicht, gute Donnine, ich bin ja nicht traurig, nur bewegt, weil ich zum erstenmal allein mich den Wellen der Welt anvertrauen soll."

„So fürchten Sie sich!" rief Donnine. „Ist es das, liebes Fräulein? Nur Muth gefaßt, Muth gefaßt! Die Welt ist nicht so übel, als die Leute sagen. Ich prophezeie Ihnen, Sie finden keinen schmucken Cavalier in ganz Paris, der sich nicht glücklich preist, vor Ihnen den Hut zu ziehen, und sich Ihnen zu Füßen zu werfen."

„Ich denke, du kennst Paris, Donnine," erwiederte Annette mit einem kaum merklichen Lächeln, wohl wissend, daß ihr die gute Alte keine Ruhe lassen würde, so lange sie sie traurig sähe.

„Ich Paris kennen!" rief Donnine, „das sollt' ich meinen! Wie manche vergnügte Stunde hab' ich da zugebracht! Wie? bracht' ich Sie nicht von Paris mit, Mademoiselle, als Sie noch ein ganz kleines Kind waren! Wenn irgend Jemand Paris kennt, bin ichs, denn dreißig Jahre vergieng kein Frühling, daß ich nicht vier Monate in Paris zubrachte. Ach, und nun hab' ich es bald zwanzig Jahre nicht mehr gesehen, nein nicht zwanzig, neunzehen Jahre sinds bis nächsten April. Gewiß eine lange, lange, Zeit, für die Trennung von Paris!" Und nun im Zuge, fuhr sie ohne weitere Nachhülfe von Annettens Seite so lange in dem interessanten Thema fort, bis Letztere endlich ruhiger geworden war.

Auf der ersten Nachtstation hatte Annette zum erstenmal in ihrem Leben Befehle zu geben und Anordnungen zu treffen, die, so unbedeutend sie an sich seyn mochten, ihre Aufmerksamkeit dennoch genug in

Anspruch nahmen, um den letzten leisen Anflug von Melancholie von ihrer Stirne zu scheuchen. Ihre natürliche Heiterkeit machte sie geeignet, die kleinen Hindernisse die uns überall auf unserem Pfade begegnen, zu ihrem und anderer Frommen mit Leichtigkeit zu beseitigen.

Ihr Wesen wußte nichts von Reizbarkeit, und sie lächelte über Manches, das eine heftigere Natur unangenehm berührt haben würde. Vielleicht war dieser Charakterzug eine der Ursachen, warum ihr Benehmen jeden, der ihr nahe kam, so sehr für sie einnahm. Denn die Liebe und Neigung ihrer Umgebung ward ihr in jeder Beziehung zu Theil, und selbst neue Bekanntschaften konnten dem besondern Zauber, den ein sanftes Gemüth und wahre Herzensgüte ausübt, nicht widerstehdn.

Im Verlaufe des Abends drängte sich der kecke, etwas unverschämte Kurier unter verschiedenen Vorwänden in ihre Gesellschaft, und die Wirkung ihres Benehmens selbst auf ihn ließ sich nicht verkennen. Sein Gesicht nahm einen ehrerbietigen Ausdruck an, er schien ihre Stimme mit Vergnügen zu hören, und entfernte er sich, so fiel sein ungewöhnlich ernstes Wesen auf, ja ein paarmal fiel er in ein tiefes Brüten.

Seine Reisegefährten bemerkten jedoch, daß er sich dieses träumerischen Wesens entschlug, indem er, die Hände reibend, die seltsamen Worte vor sich hinmurmelte: „zweihundert Thaler und alles frei!" Was immer das diesem Climax vorangehende Raisonnement

seyn mochte, äußerte eine vollkommen beruhigende Wirkung auf den Mann. Er nahm seine muntere, freche Unverschämtheit wieder an, indem er, Jedem etwas aufheftend, niemals eine höfliche, ernsthafte Antwort auf irgend eine Frage ertheilte.

Die nächste Morgensonne traf Annetten auf ihrem Wege nach Limoges. Zwischen diesem Orte und Morterol führt der Weg durch eine hügelige Gegend, und die Gesellschaft machte in einer kleinen Schenke Halt, um einige Erfrischungen zu sich zu nehmen. Nach beendigtem Mahl wollte Annette gerade Pferde bestellen, als die Zofe eintrat, und ihr mit geheimnißvoller, unruhiger Miene ins Ohr flüsterte: sie habe den Kurier belauscht, wie er sich sorgfältigst erkundigt, ob zwei bis drei Personen, die er beschrieben, Morterol passirt hätten. Annette war keineswegs ängstlich von Natur, ihr erster Verdacht, worüber sie sich keine Rechenschaft zu geben gewußt, war seither verschwunden, und sie antwortete kurz: „Ich denke, er hat sich nach einigen Freunden erkundigt, Mariette.“

Das Mädchen schien sich nicht so leicht zufrieden geben zu wollen, dennoch wurden die Pferde bestellt, und der Wagen setzte seine Reise fort. Nun aber konnte auch Annette das auffallende Benehmen Pierre Jeans sich nicht länger verhehlen. Er war in immerwährender Unruhe, ritt vor und zurück, und schien sich nach irgend etwas, das nicht kommen wollte, ängstlich umzusehen. Natürlich wurde nun auch das Fräulein unruhig, sie rief ihn zu sich an den Wagen und fragte,

was es gebe. Er erwiederte, es sey alles in Ordnung, er sehe sich blos nach einigen Freunden um, welche auf der Reise nach Bordeaux wären. Er glaube nun aber fest, sie müßten schon vorüber seyn, denn sie hätten Paris zu gleicher Zeit mit ihm verlassen.

Wie Jeder zur Genüge weiß, der von Limoges nach Chateau-roux reiste, ist dieser Weg troz der Manchfaltigkeit und Anmuth der Gegend sehr langweilig. Es kommt dieß von der Langsamkeit her, wozu das Fuhrwerk bei dem unaufhörlichen Bergan- und Absteigen verurtheilt ist. So ergieng es auch Annetten; zwischen Morterol und Argenton fand sich keine Herberge, kein ordentliches Städtchen, wo sie zu übernachten für rathsam hielt, und da das seltsame Betragen ihres Begleiters seine Wirkung auf sie nicht ganz verfehlte, so sah sie dem Sinken des Tags bei dem langsamen Weiterrücken nicht ohne Aengstlichkeit entgegen.

Die Sonne stand schon tief, als sie das alte Posthaus von Le Fay erreichten, und der Postmeister, zugleich Gastwirth, wollte sie bereden, bei ihm Nachtruhe zu halten. Aber die Physiognomie von Ort und Stelle war nicht nach ihrem Geschmack, und in der richtigen Voraussetzung vor Einbruch der Nacht Argenton erreichen zu können, gab sie Befehl zu Beschleunigung des Aufbruchs. Wirklich breitete sich nach anderthalbstündiger Fahrt das malerische Städtchen mit seinen Felsen und Weinbergen, in deren Mitte sich die Creuse hinschlängelt, vor ihren Augen aus.

Es läßt sich nicht läugnen, der Anblick war Annetten äußerst erfreulich; da sie nun aber in Sicherheit, warf sie sich ihre Aengstlichkeit vor und meinte den Kurier fälschlich im Verdacht gehabt zu haben. Es ergab sich bald, daß Jenem ihr Mißtrauen nicht entgangen war, denn als die erste Unruhe nach der Ankunft vorüber, näherte er sich ihr mit den Worten: „Mein Hin- und Herreiten fiel Ihnen auf, Mademoiselle, es hatte auch wirklich seinen guten Grund. Auf meiner Herreise von Paris vernahm ich, daß zwischen Le Fay und Morterol die Straße unsicher gemacht sey durch eine Räuberbande, ich war in Besorgniß wegen eines möglichen Unfalls."

Annette antwortete liebreich und gütig, sie fragte ihn noch Einiges, und entließ ihn für die Nacht. Beim Abschiede fiel er wieder in eine nachdenkliche Stimmung, nahm aber bald seine Heiterkeit wieder an. Um vieles ruhiger setzte das Fräulein am andern Morgen ihre Reise fort, und Alles gieng aufs Beste, während sie die wunderliebliche Gegend zwischen Argenton und Lottier passirten, obgleich der Tag schwül und der Himmel grau und schwer bewölkt war. Sie kamen im Verlauf des Morgens über Lottier hinaus, nur aber überfiel sie ein feiner Regen, und die Gegend änderte auf einmal ihren Charakter, denn sie hatten nun jene weiten Moorflächen erreicht, die den großen Forst von Chateau-roux auf mehrere Meilen umgürten.

Die Sonne hatte Abschied genommen, es wehte ein rauher, kalter Wind von Südosten, und die Aus-

sicht in die Gegend war düster und unerfreulich. Eine Strecke weiterhin trat die Straße in den Wald von Chateau-roux ein. Hier möchte die Abwechslung von Thal und Hügel manch hübsche Vedute geboten haben, wäre die frostige, dumpfgraue Atmosphäre nicht hindernd dazwischen getreten. Zwar verschloß sie dem Blicke so wenig die lange Waldallee längs der Straße, als die tiefen Schluchten zu beiden Seiten derselben, aber sie hüllte Alles in ein düsteres, freudeleeres Gewand. Ließ sich hie und da ein Hirsch blicken, in ruhiger Stellung die Reisenden neugierig betrachtend, oder eiligst quer über den Weg setzend, so war selbst an ihm der Einfluß der Atmosphäre sichtbar. Man konnte sich des lebendigen Wesens nicht erfreuen, denn es nahm sich geisterhaft aus, als gehörte es jenen Todten an, die in frühern Zeiten hier den Hunden zum Opfer gefallen seyn mochten.

Indem der Wagen so langsam durch die Sandwüste hinknarrte, meinte Annette ein paarmal menschliche Gesichter in der Ferne zu erblicken. Da sie jedoch Chateau-roux in der Nähe wußte, gab sie keiner Besorgniß Raum, vielmehr hoffte sie diesen Abend Vierzon zu erreichen. Aber in einem entlegenen Waldtheile, der, obzwar heutigen Tags von dem Reste gänzlich getrennt, und unter dem Namen des Bois de Niherne bekannt, damals augenscheinlich noch zu dem großen Forste gehörte, ward der Wagen im Grunde einer Niederung plötzlich von fünf bis sechs Männern zu Pferde umringt. Zwei fielen den Pferden in die

Zügel, ein paar Andere hielten die beiden Diener im Schach, und ein Fünfter rief, an den Schlag reitend: „Im Namen des Königs!"

Annette hatte schon einmal diese Worte gehört, aber bei der vollkommenen Ueberzeugung, nie in ihrem ganzen Leben etwas gesagt, gethan, ja nur gedacht zu haben, was ihr den königlichen Unwillen zuziehen konnte, verglich sie eiligst das Aeußere des Sprechenden mit dem Pierre Morins und seines Gefolges, soweit sie letzteres zu Schloß Nogent vom Fenster aus gesehen hatte. Auf den ersten Blick hielt sie sich zu dem Schlusse berechtigt, der offizielle Charakter, den die Leute vorschützten, sey eine reine Anmaßung und Erfindung zu Bemäntelung eines andern unehrlichen Gewerbes.

„Wenn Sie meiner Börse bedürfen, meine Herren," sagte sie, all ihren Muth zusammennehmend — „wenn Sie meiner Börse bedürfen, hier ist sie zu ihren Diensten. Aber ich bitte, lassen Sie mich alsbald meine Reise nach Chateau-roux fortsetzen; denn —"

„Sie irren sich, Mademoiselle, Sie irren sich," erwiederte der Mann in rauhem Tone. „Wir sind keine Räuber, es ist kein räuberischer Anfall, sondern ein enlévement de police. Wir haben unsere Vollmacht, wie können Sie uns für Räuber halten?"

„Sie tragen ja nicht die Polizeiuniform, die ich kenne," versetzte Annette. „Sind Sie aber wirklich Polizeibeamte, so muß es ein Mißverständniß seyn.

Ich habe nie was gethan, ja nur geträumt zu thun, was Grund zur Klage geben könnte."

„Es waltet kein Mißverständniß ob, Mademoiselle," entgegnete Jener, „wir kennen Sie genau und Ihre ganze Umgebung. Sie sind das Fräulein von St. Morin, und kommen von Castelneau. Das Ziel ihrer Reise ist Paris, wir wollen Sie einen nähern Weg führen, als über Chateau-roux."

„Dann bin ich sehr getäuscht worden," sagte Annette, sich nach Pierre Jean umsehend, der sich nirgends blicken ließ. „Und doch verstehe ich noch immer nicht, wenn Sie wirklich der Polizei angehören, zu welchem Ende Sie mich von Castelneau hieherlockten."

„Mit Täuschen und Herlocken habe ich nichts zu thun," erwiederte der Mann barsch; „ich habe nur so viel zu sagen, Sie müssen mit mir kommen, und sich von diesem Augenblick an als Gefangene betrachten."

Annetten traten die Thränen in die Augen, aber sie bot alle ihre Kraft auf, sie zurückzudrängen und verbeugte sich mit den Worten: „natürlich muß ich gehorchen."

Der Mann, welcher den Sprecher gemacht, stieg nun vom Pferde und überließ die Zügel einem von seinem Gefolge, dann näherte er sich den Postillons, wechselte mit diesen einige Worte, trat zum Schlage zurück, öffnete und nahm seinen Sitz Annetten gegenüber. Der Wagen setzte sich, von den Reitern in die Mitte genommen, in Bewegung, bis sie zu einer Wegscheide gelangten. Ein Wegweiser stand daneben,

auf dessen einer Seite die Worte: „nach Chateaurour," auf der andern: „nach St. Vincent," zu lesen waren.

Der Weg nach letzterem Orte war der engere, und augenscheinlich schlechtere, gleichwohl schlugen ihn die Postillone ein und bald darauf hielt der Wagen vor einem kleinen Weiler, wo vier Pferde ihrer warteten. Diese waren bereits angeschirrt, aber auf ganz andere Weise als die Postpferde. Sobald der Wagen hielt, wurden die neuen Thiere eingespannt, und statt der Postillone setzte sich ein Kutscher auf den Bock.

Dieser Umstand überzeugte Annetten mehr als alles Vorhergegangene, daß sie sich wirklich in den Händen der Polizei befinde. Sie kannte nemlich das strenge Verbot, die bestellte königliche Post vor vollendeter Station aufzugeben, und wußte, daß eine Ausnahme nur den königlichen Beamten gestattet war.

Als sich der Wagen wieder in Bewegung setzte, faßte sie sich ein Herz und fragte ihren Gesellschafter, was man ihr denn zur Last lege. Der Mann lächelte über ihre Einfalt und sagte: „Merken Sie denn nicht, daß ich so wenig weiß als Sie? Sie werden bald genug Alles und Jedes erfahren, mein hübsches Fräulein. Machen Sie sich deßhalb keine Sorge, Ihr Vergehen bleibt Ihnen gewiß nicht verborgen."

Es lag eine widrige Vertraulichkeit in des Mannes Benehmen, die Annetten gleicherweise mißfiel und ängstigte. Als aber diese Vertraulichkeit unterwegs immer zudringlicher ward, und sich der Mann bei Ge-

legenheit eine unverschämte Rede beigeben ließ, wies sie ihn, die natürliche Würde ihres Charakters hervorkehrend, auf eine so strenge Weise zurück, daß er in ein düsteres Schweigen versank.

Auf dem Wege machte Annette eine Bemerkung, die ihr sehr verdächtig vorkam, daß sie nämlich beständig auf erbärmlichen Straßen fuhren und vier Tage hintereinander auch nicht durch Eine bedeutende Stadt kamen. Endlich am fünften gelangten sie in einen kleinen Ort, Namens Malesherbes, die bedeutendste Stadt, wenn man sie so nennen will, die sie seit Argenton gesehen. Die früheren Nächte hatten sie in lauter erbärmlichen Schenken zugebracht, dabei konnte Annette das Benehmen der Häscher nicht als mild und rücksichtsvoll rühmen. Aber seitdem sie Paris näher waren, änderte sich das mit einemmal. Namentlich wurde der Anführer höflicher und aufmerksamer, und fragte zuweilen, ob ihr nichts abgehe, ob sie keinen Wunsch habe.

Von Malesherbes schlug der Wagen einen Seitenweg links der Fontainebleauer Straße ein, und hielt nach etwa vier bis fünf Stunden vor einem eisernen Gitterthor zur Rechten. Einer der Reiter stieg ab und öffnete, und nun giengs wohl eine halbe Stunde lang durch eine Allee, bis der Wagen vor einem eleganten Gebäude, im modernen Styl hielt. Es schien ein kleines Landhaus oder Jagdschlößchen, mit einem Portal, das von vier jonischen Säulen getragen ward.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Im kleinen Salon zu Chanteloup, dem gewöhnlichen Wohnzimmer der Herzogin von Choiseul, saßen sechs bis acht Wochen nach der erwähnten Versailler Audienz die Frau vom Hause und ihr Neffe. Der Geschmack und die Aufmerksamkeit des Herzogs hatte dieses Gemach mit unschätzbaren Gemälden, jedes dem Umfang nach nur klein, aber des oft mißbrauchten Ausdrucks „ausgesucht" im vollsten Sinne würdig. Ernst von Nogent hatte nach seiner Gewohnheit, denn er war seiner Tante von Herzen zugethan, auf dem Schemel zu ihren Füßen Platz genommen, und sah zu ihr empor, während sie den Blick zu ihm herniedergesenkt, halbscherzend und doch zugleich innig, sich die Frage erlaubte:

„So hast du Urlaub, Ernst, auf drei Monate?"

„Ja, liebe Tante," sagte er, „den Urlaub habe ich, und ich weiß auch, daß ich den Dank dafür dem gütigen Oncle schulde, ob er es schon nicht gestehen will."

„Und Ernst," fuhr die Herzogin in demselben nachdenklichen Tone fort, und den frühern Blick wiederholend, „und du jagst nun in möglichster Eile nach Schloß Nogent, dort deine Feiertage zuzubringen?"

„Gewiß, liebe Tante," erwiederte er, „wo wäre ich lieber, als an der Seite meines Vaters?"

„Und, Ernst," schloß Jene, ohne die geringste

Veränderung in Miene und Stellung, „das Ende von all dem ist, du bist verliebt?"

Ernst sah ein paar Augenblicke gedankenvoll zu Boden, dann erhob er seine Augen zur Herzogin, und sagte offen: „es könnte seyn, liebe Tante."

„Ach, armer Junge!" rief Jene, „dachtest du bei diesem verwegenen Unterfangen an all den Kummer, alle die Widerwärtigkeiten, Besorgnisse und Leiden, die du durchzumachen hast, und wie oft du dich bitter getäuscht sehen magst? Hast du alle die Herzenspein und Unruhe auch wohl überlegt? — Ich sehe wirklich nicht ab, was junge Männer, von all den glühenden Freuden des Lebens und der Jugend umgeben, mit Liebe zu thun haben. Sie sollten sie alten Weibern meiner Art überlassen. Wir passen allein dazu, Ernst, du kannst dich darauf verlassen, was auch die Welt davon denken mag."

„Aber, liebe Tante, haben Sie mir nicht oft gesagt, daß Sie den Oncle in Ihrer frühesten Jugend, kaum den Kinderschuhen entwachsen, heiratheten, und daß Sie ihn Ihr ganzes Leben durch geliebt?"

„Ja wohl, Ernst," erwiederte sie, „allerdings liebte ich ihn zuerst als Kind, und dann als junge Frau und nun als altes Weib, und ich fühle, Letztere ist die tiefste, schönste Liebe von allen, Ernst."

„Nun gut, liebe Tante," versetzte Ernst, „ich denke Ihrem Beispiele möglichst nachzuahmen, das heißt, jetzt sie lieben als junger Mann, und später als alter."

„Schon recht," sagte sie, „ich merke, du mußt

deinen eigenen Weg geben. Aber sage, wer ist denn das Fräulein von St. Morin? Wer war ihr Vater?"

Ernst wollte der Wahrheit gemäß antworten, daß er sich nie darnach erkundigt, und von all dem nichts wisse, allein in diesem Augenblick trat ein Diener ein mit einem Schreiben, das er dem jungen Offizier überreichte. Ihr Bursch hat es mit Postpferden von Paris gebracht, gnädiger Herr," sagte er. „Es kam zwar mit dem ordentlichen Postkurier, aber der Beisatz auf der Adresse: „höchst pressant," schien ihm Eile zu gebieten."

„Meines Vaters Hand," sagte Ernst, den Brief annehmend. „Was mag das zu bedeuten haben?" und im Augenblick führten ihm Einbildungskraft und Liebe bei der Erinnerung an den delikaten Gesundheitszustand seines Vaters tausend blasse Gespenster vor, die auf seiner Wange zum Vorschein kamen.

„Den Brief geöffnet, Ernst, schnell geöffnet!" rief die Herzogin, „wir bestehen die Wirklichkeit besser als die Phantasien!"

Ernst erbrach den Brief und las laut: „Lieber Junge, ich schreibe dir in Eile, um dir ein Ereigniß mitzutheilen, das von Wichtigkeit seyn mag, vielleicht auch nicht. Gestern war ich bei unserer holden Nachbarin zu Castelneau auf Besuch, als ihr ein Kurier einen Brief überbrachte von ihrem Pflegevater, worin sie augenblicklich nach Paris entboten wird. Handschrift und Styl kamen uns nicht ganz unverdächtig vor, ohne daß wir gerade zu sagen wußten warum; auch das

Aeußere des Kuriers, der sich schlechtweg Pierre Jean nannte, war in jeder Beziehung gegen ihn. Allein wir konnten nichts aus ihm herausbringen, als was die Aechtheit des Briefs zu bestätigen schien. Bei der Wahrscheinlichkeit einer solchen Einberufung und da wir uns keinerlei Ursache zu einer Täuschung vorstellen konnten, ist die Abreise auf morgen beschlossen. Allein eine Unruhe hat mich angewandelt, deren ich mich nicht zu entschlagen weiß, daher schreib' ich dir, mit Herrn von Castelneau Rücksprache zu nehmen, um über die Aechtheit des Briefs ins Reine zu kommen. Ich gebe den Brief der ordinären Post mit, da sie lange vor dem Fräulein von St. Morin nach Paris kommt. Ich füge nur noch bei, daß sie über Chateauroux und Orleans reist."

„Die Schurken," rief Ernst, als er mit dem Briefe zu Ende war, „die Schurken! aber ich muß augenblicklich zu Herrn von Castelneau."

„Mag es denn nicht sein eigen Werk seyn?" fragte die Herzogin, über des Neffen Bewegung beunruhigt. „Wirklich, Ernst, ich kann euch Liebhaber nicht begreifen. Wie könnt ihr so wild seyn, bei dem Gedanken, eure Dame bald zu sehen? Warum zweifelt ihr, daß Herr von Castelneau sie her entboten?"

„Weil er aufs Heiligste das Gegentheil gelobte," erwiederte Ernst, „ja weil er eher in die Bastille zu wandern sich hoch und theuer vermaß. Ach nein, nein, theure Tante! Sie verstehen das nicht; ich muß augenblicklich zu ihm."

„Besser, auf die Polizei eilen, lieber Neffe," sagte die Herzogin. „Bist du gewiß, daß man sich einen Betrug erlaubte gegen das Fräulein, so kann die Polizei am besten helfen."

„Ach! ach!" erwiederte Ernst, „die Polizei kann hier nicht helfen. Es ist der König, liebe Tante, der König, der den Betrug geübt. Was vermag da die Polizei?"

„Freilich nur wenig!" sagte die Herzogin, die nun Alles begriff. „Wenig genug wird sie thun, obgleich sie gegen des Königs Creaturen so gut schützen sollte, als gegen andere Uebelthäter. Aber eile zu dem Grafen, berathe dich mit ihm, ich spreche inzwischen mit Herrn von Choiseul, und er thut, ich weiß gewiß, er thut Alles, was er kann. Nein Ernst, nein! er erlaubt nicht, daß der König alle menschliche Rechte, allen Anstand mit Füßen trete, so lange er Minister ist, das weiß ich gewiß."

„Gerne möcht' ich ihn mit einer solchen Aufgabe nicht in Verlegenheit setzen, liebe Tante," erwiederte Ernst, „ich habe die Rotte bald aufgefunden, verlassen Sie sich darauf; und ist es mir gelungen, behandle ich sie auf eine Weise die mich seines Schutzes bedürftig machen wird, und beliebt es ihm dann, wird er mir ihn zu gut kommen lassen. Nein, es wäre wohl besser, er mischte sich Anfangs nicht darein, außer um mir Nachrichten zukommen zu lassen, wenn er welche erhalten kann.

„Meine eigene Würde" entgegnete die Herzogin,

„muß dabei zu Rath gezogen worden. Das Unwesen dauert schon zu lange. Es hat deinem Oheim schon manch bittern Kummer verursacht, und ich für meinen Theil wollte ihn lieber aller seiner Würden, aller seiner Macht entäußert und hier im Privatleben mit den unschuldigen Freuden eines feinen Gefühls und gebildeten Geschmacks beschäftigt sehen, als daß er, der Minister des schönsten Reichs Europens, und als solcher die Geschicke der Staaten lenkend, nicht einmal so viel Macht hat, die schamlose niederträchtige Verdorbenheit seines eigenen Hofs zu zügeln, und seine Landsleute vor solch schmählicher Entweihung zu schützen. Ja, Ernst, lieber säh' ich in ihm den einfachen Stephan von Choiseul, von wenig edlen, hochgesinnten Freunden umgeben, als unter solchen Umständen den ersten Minister Frankreichs, sollten ihn auch alle Staatsmänner Europens kniebeugend umstehen."

„Ich bezweifle Sie im Geringsten nicht, liebe Tante," erwiederte Ernst, „aber wenn ich Sie bitte, von dieser Sache vorläufig keine Notiz zu nehmen, so sind meine Motive nicht ganz von Selbstsucht frei. Ich fürchte, eine Intervention des Herzogs dürfte den König zu noch gewaltthätigeren, unverantwortlicheren Maßregeln veranlassen. Nun ich etwas kälter geworden, durchschau' ich ihren Plan; sie wollen vorläufig Fräulein von St. Morin dem Widerspruche des Grafen entgegen nach Paris bringen. Mehr wagen sie sicherlich nicht. Ich hoffe, Herr von Castelneau schickt sie augenblicklich zurück, bringen wir aber den König auf,

so mag er den positiven Befehl geben, daß sie in Paris zu verbleiben habe. Erzählen Sie dem Oheim alles Vorgefallene mit meiner Ansicht von der Sache, er weiß am Besten, was er zu thun hat, sowohl im Interesse aller Betheiligten als zu Wahrung seiner Ehre. Wir dürfen uns ganz auf sein Urtheil verlassen."

„Gewiß, das dürfen wir," meinte die Herzogin, „denn wo fänden wir ein Urtheil in Europa gleich dem Seinen?"

Das war die Sprache der Herzogin von Choiseul, und mag man es auffallend finden, dergleichen edelliche Gesinnungen im Busen einer Französin jener Zeit anzutreffen, so waren ihre Worte dennoch nur schwache, äußerst schwache Symbole der Gefühle eines edlen, treuergebenen Herzens.

Ohne einer weitern Erörterung Raum zu geben, beabschiedete sich der junge Nogent und jagte nach Paris, indem er unterwegs über das vom Grafen einzuschlagende Verfahren mit sich zu Rathe ging. Seiner Ansicht nach handelte es sich um die Alternative, ob Jener augenblicklich Annetten entgegen eilen solle, um sie zur Rückkehr in ihre stille Heimath zu veranlassen, oder ob er ihre Ankunft in Paris abzuwarten und sie dann augenblicklich zurückzusenden habe. Wir sehen, Ernst schloß aus falschen Prämissen. Er wußte nicht, zu welch ungeheuerem Umfang Ludwigs lasterhaftes Leben seit seinem Abgang von der Pagenstelle angewachsen war, sonst hätte er auf den ersten Blick die Nothwendigkeit erkannt, Annetten von der unmittelbaren

Berührung mit dem Hofe fern zu halten. Nicht daß ihm der leiseste Zweifel über Annettens entschiedenes Betragen auch in der verführerischsten Lage gekommen wäre; aber hätte er alles gewußt, so wäre ihm nichts verborgen gewesen, was ein reines Herz empören, peinigen und bekümmern mag. Er hätte dann gewußt, daß Annettens Gegenwart erzwungen werden mochte bei Scenen, die an sich Befleckung sind, daß ihr Ohr verurtheilt seyn mochte zum Anhören der Reden, die auszustoßen oder zu vernehmen reine Entweihung ist.

Der Zustand der königlichen Gewalt in Frankreich bot damals eine ganz eigenthümliche Erscheinung. Im Mittelpunkte des Hofes herrschte der unbegränzteste Despotismus, des Königs Wille war Allen Gesetz, die ihn unmittelbar umgaben, es gab keinen Act so willkürlich, rasch oder gewaltthätig, den er nicht innerhalb eines gewissen Bezirks um die Hauptstadt zu begehen wagte. Mit Einem Worte, Frankreich beschränkte sich auf Paris, die näheren Provinzen waren blose Dependentien, die entfernteren Colonien aber, wo die königliche Auctorität nur noch schwach nachwirkte. So sehr war all das Thatsache, daß, wurde ein Edelmann wegen irgend eines Vergehens auf fünfzig Meilen von Paris verwiesen, man es eine Verbannung nannte, und wirklich ward in der gewöhnlichen Sprache kein Unterschied gemacht zwischen der Verbannung vom Hofe und der Verbannung aus dem Lande.

In einer entfernten Provinz wurden dergleichen Acte persönlicher Tyrannei nicht gewagt, wie sie täglich

in Paris mir unterliefen, und kam der Monarch je einmal in Versuchung, seinen despotischen Arm nach irgend einem der Hauptstadt ferne stehenden Gegenstande auszustrecken, so mußten die Diener seiner Laune gleicherweise zur List und zur Gewalt Zuflucht nehmen, um das Opfer in den unmittelbaren Wirbel des Hofs zu bringen. Auch gelang es trotz List und Gewalt nicht immer, denn man weiß, daß Choiseul selbst zu Anfang seiner Laufbahn eine Verwandte zu Sicherung ihrer jungfräulichen Ehre plötzlich vom Hof entfernte, und mittelst der bedeutenden Entfernung dem despotischen Willen des Königs Trotz zu bieten im Stande war. Das aber geschah zu einer Zeit, wo Ludwigs Leidenschaften noch einigermaßen unter dem Zügel eines Rests von Schamgefühl standen. Allein in den letzten Jahren seiner Regierung, ungefähr seit Ernsts Eintritt ins Militär, hatte der Monarch alle Bande der Moralität, der Religion, des Anstands selbst abgeworfen, und der junge Offizier schoß weit vom Ziele, wenn er meinte, Annette wäre, einmal in Paris angekommen, ohne Schwierigkeit wieder zu entfernen.

Diese Gedanken beschäftigten ihn aufs Innigste, ohne daß er deßhalb am scharfen Ritte nachließ, als unsern Fromenteau ein anderer Reitersmann ebenso schnell an ihm vorüber jagte. Ernst nahm keine Notiz von dem Andern und zog den Zügel nicht an, aber kaum waren sie an einander vorbei, so hörte er sich rufen: „Herr von Nogent, Herr von Nogent!“

Ernst hielt unwillig an und sah sich nach dem Ru-

fenden um. Zu seinem großen Vergnügen erblickte er ein Gesicht, von dem er nähere Auskunft, wo nicht Beistand, zu bekommen hoffte. Er schwenkte sein Pferd herum, und ritt auf Jenen zu, der, wie es schien, einzig Halt gemacht hatte, um ihn aus der Entfernung etwas zuzurufen.

„Guten Morgen, Herr Morin," sagte unser junger Freund, „wünschen Sie mich zu sprechen?"

„Einzig, um zu fragen, wohin so eilig, Herr von Nogent?" erwiederte der Andere. „Ich denke, ich habe mit Ihnen zu sprechen, ehe es Nacht wird, und möchte wissen, wo Sie zu finden."

„Und können Sie mir nicht eben jetzt ihre Eröffnung machen, Herr Morin?" fragte Ernst. „Wo ich diesen Abend seyn werde, kann ich wirklich nicht sagen. Ich habe mit wichtigen Geschäften zu thun, und denke, Sie wissen vielleicht davon."

„Und wie sollt' ich was davon wissen?" meinte Pierre Morin mit bedeutsamem Lächeln.

„Weil es von Ihnen heißt," war die Antwort, „Sie wüßten so ziemlich Alles, obgleich es den Leuten unbegreiflich, woher Sie es haben."

„Pah nichts leichter als das," meinte Morin, der, nebenbei gesagt, etwas und nicht ohne Ursache eitel war auf die Gewandtheit, die ihm seine Allwissenheit verschaffte. „Wirklich Herr von Nogent, wie sollte ein Mann, der nun nahe an die zwanzig Jahre confidentieller Agent und Beistand zweier General-Polizei-Lieutenants und in den letzten zehn Jahren das Haupt-

geschäft unter ihnen besorgt, nicht einige Kenntniß von Jedermann, jeder Familie in Frankreich haben, das wäre ja rein unmöglich. Entweder kommen uns die Leute selbst unter die Hände, oder ihre Diener, ihre Freunde, ihre Feinde, und seyen sie es selbst, oder Freunde, oder Feinde wir erfahren immer etwas. Es gehört weiter nichts dazu als ein gutes Gedächtniß und eine thätige Phantasie, ein gut Theil zu wissen, und noch mehr zu errathen."

„Fast möcht' ich vermuthen, es gebe noch andere Wege, Herr Morin," sagte Ernst. „Aber, wissen Sie wirklich etwas von meinem Geschäfte, so lassen Sie mich hören, bitt' ich, und geben mir Ihren Rath und Beistand."

„Allerdings gibt es auch noch andere Wege, wie Sie richtig bemerken," meinte Pierre Morin. „Unsere guten Freunde, die Mouchards, leisten uns einige Hülfe, aber ihre Nachrichten hätten wenig oder keinen Werth, würden Sie nicht gehörig verdaut. Ich denke, ich weiß Etwas von dem Handel, der Ihnen im Kopf herumgeht, wenn vielleicht auch weniger als Sie. Gerade wollte ich mit dem Herzoge von Choiseul Rücksprache nehmen, und mich erkundigen, was sich mit Sicherheit thun läßt."

„Sie treffen den Herzog nicht," sagte Ernst, „er ist in Versailles."

„Der Herzog verließ Versailles," erwiederte Morin mit einem Blicke auf die Uhr, „fünf Minuten nach eins. In diesem Augenblick rollt sein Wagen durch die Thore

von Chanteloup, und bis ich dort bin, hat er sich die Hände gewaschen im kleinen Cabinet links neben der Gemäldegallerie, ein Glas Madeira und etwas Zwieback zu sich genommen, und fünf Minuten mit Frau von Choiseul gesprochen, so daß er sich gerade zu einer Depesche an Herrn von Gontaut in Corsica niedersetzt. Doch zur Sache," fuhr er lebhafter fort; „was Ihnen am Herzen liegt, sind die Nachrichten von Castelneau, nicht? Seit Sie den beunruhigenden Brief bekommen, habe ich Einiges erfahren, obwohl nicht so viel als ich wünschte. Pierre Jean wurde dazu verwendet, sowohl wegen seiner kecken Niederträchtigkeit, als weil er ein pfiffiger Bursche. Aber seither hat man ihm einen Trupp Helfershelfer nachgeschickt, wenn ich recht gehört sechse, und zwar den niedrigsten verworfensten Abschaum des Hofs. Sie wagten sich den Namen der Polizei anzueignen, dafür sollen sie gezüchtigt werden, was auch erfolge, aber wir müssen schnell seyn, denn inzwischen sind sie halbwegs Paris."

Eine finstere gewichtige Wolke lagerte sich bei diesen Worten auf Ernst von Nogents Stirne, er sah mit verbissenem Unmuthe zu Boden, die Gefahr weit größer erkennend, als er sich gedacht und in unbeschreiblicher Seelenangst all den Kummer, all die Gefahren, all den Jammer bedenkend, die über die arme Annette kommen mochten. Wäre es einzig des Königs Absicht gewesen, Annetten vorläufig nach Paris ins Haus ihres Pflegevaters zu locken, so würde man sich mit der erdichteten Einberufung begnügt, und keine so zahlreiche

Häscherschaar unter dem schützenden Namen der Polizei nachgeschickt haben. Sein Herz glühte, und Gefühle zogen in diesem Augenblicke in seinem Busen ein, die wohl von jedem französischen Höflinge für hochverrätherisch erklärt worden wären.

„O daß das Ungeheuer ein bloßer Privatmann wäre," dachte er, „daß ich ihn züchtigen könnte mit dieser meiner Rechten, wie er verdiente!"

Morin entging dieser Ausdruck nicht, und ebenso leicht errieth er Ernsts Gefühle.

„Fassen Sie sich, Herr von Nogent," sagte er, „fassen Sie sich; nichts von raschem verzweifelten Thun. Es soll Alles gut gehen, verlassen Sie sich darauf; aber wir müssen die Sache vorsichtig angreifen. Alles wird gut gehen, drauf verlassen Sie sich, wenn wir uns nicht durch einen falschen Zug das Spiel selbst verderben. Ich eile nach Chanteloup, Sie nach Paris, aber weder Sie noch der Graf dürfen einen Schritt unternehmen, ehe Sie mich sehen. Ich komme gewiß bald, und bringe Ihnen Nachricht, denn ich bin nicht weniger bei der Sache interessirt als Sie. — Aber halt!" fuhr er nach augenblicklichem Besinnen fort, „halt. Fast hätte ichs vergessen, Sie dürfen unserer Zusammenkunft mit keiner Sylbe gegen den Grafen erwähnen, ebenso wenig lassen Sie ihn wissen, daß ich die Hände im Spiele habe. Erwähnen Sie nicht einmal meines Namens gegen ihn oder sonst Jemand, denn ich darf bei all dem nur offiziell zu Werke gehen, sonst ist Alles verloren. Niemand soll sich in Frankreich ungestraft des Namens

der Polizei anmaßen, und durch Bestrafung derer, die es sich herausgenommen, mögen wir das Fräulein befreien. Also meinen Namen ja gegen Niemand erwähnt; in dritthalb Stunden finden Sie mich im Hotel Clermont-Ferrand, und ich sag' Ihnen mehr — aber vergessen Sie nicht, unter keiner Bedingung dürfen Sie meiner erwähnen."

Damit wendete er sein Pferd und jagte davon. Auch Ernst setzte seinen Weg fort, mit folgender Gedankenreihe beschäftigt: „Seltsam, was fortgesetztes Beobachten vermag! Dieser Mann hat mich nur einmal mit Annetten gesehen, und doch ist ihm meine innige Theilnahme an dem Mädchen und ihrem Schicksal im Augenblick klar geworden. Nicht minder seltsam, daß ihn Annette zu kennen schien — und er nennt sich so sehr in der Sache betheiligt als mich selbst! Doch welche Connexion könnte bestehen zwischen einem Menschen seines und einem Mädchen ihres Standes? Augenscheinlich ist er kein Mann von Rang oder Geburt, vielleicht war er einmal Hofmeister in ihrer Familie."

Während Ernst in solchen Gedanken seiner Straße zog, verlor Pierre Morin, aufs Trefflichste beritten, keine Zeit Chanteloup zu erreichen. Von den Leuten, die er im Hofe traf, waren mehrere im Ausschirren des trefflichen Viergespanns am herzoglichen Wagen beschäftigt, andere machten die müßigen Zuschauer, aber alle verneigten sich tief und demüthig vor dem Stellvertreter des Polizei-Lieutenants, und eilten, seine Fragen zu beantworten. Pierre Morin fand, daß er

sich in seinem genauen Calcul über die Maßnahmen des Ministers ein klein wenig getäuscht hatte — der schlechte Weg von Versailles nach Chanteloup war dabei nicht in Anschlag gebracht. Auch war der Wagen des Herzogs durch irgend ein anderes Hinderniß um einige Minuten aufgehalten worden, und so war der Brief nach Corsica nicht nur noch nicht angefangen, sondern selbst der Zwieback und das Glas Madeira fand sich erst theilweise verzehrt, und die Unterhaltung mit der Herzogin harrte noch immer auf ihren Schluß. Auch dauerte letztere diesesmal länger als gewöhnlich, denn Frau von Choiseul hatte, wie wir wissen, ihrem Gemahl Dinge zu eröffnen, die ihn von andern Angelegenheiten abhielten.

Indem er noch der Erzählung der Herzogin lauschte, ward dem Minister Monsieur Morin gemeldet. „Bringt ihn in mein Kabinet," herrschte er dem Diener zu, „ich bin im Augenblick dort. „Bei meinem Leben, liebe Luise," sagte er, sich zu seiner Gemahlin wendend, „es soll mich nicht wundern, wenn Morin dieses Handels wegen gekommen. Denn letzte Nacht sagte er mir, ein gewisser Pierre Jean, der sich wie eine Klette an den Saum des Hofes hängt, ein ebenso gemeines, als häßliches und unverschämtes Wesen, habe sich vor einigen Tagen von Paris entfernt, mit einer wie es scheine, nichts weniger als ehrenhaften Mission! Ich will Morin augenblicklich sprechen, und theile Ihnen seine Meldung mit. Diese Schändlichkeiten sind noch mein Tod, ich sehe, es wird immer ärger."

Mit diesen Worten verließ er die Herzogin und eilte nach dem Kabinet, wo ihn Pierre Morin erwartete. Der Polizeiagent verbeugte sich vor dem ersten Minister bis auf den Boden, und der Minister dankte ihm mit einem graziösen Kopfnicken. Dann wies er nach einem Stuhl, und hieß ihn Platz nehmen, ohne irgend ein steifes, vornehmthuendes Betragen anzunehmen, wie er es sich vielleicht gegen einen Mann von minderem Werth aber höherem Rang erlaubt hätte. Er kannte Pierre Morins Charakter und wußte, daß sich selten soviel Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit mit solcher Tüchtigkeit, solchem Verstande, solcher Menschenkenntniß vereint fanden.

„Nun, lieber Freund," begann er, „was führt Sie heute nach Chanteloup? ich hoffe doch keine schlimme Botschaft?"

„Darüber haben Excellenz zu urtheilen," erwiederte Jener, „ich habe mir Auskunft zu erbitten über einen Vorfall, und hoffe, wir finden nichts Bedrohliches dahinter."

„Vielleicht errath' ich die Natur des Gegenstandes, Herr Morin," versetzte Choiseul, „zuerst aber möcht' ich aus Ihrem eigenen Munde vernehmen, um was es sich handelt."

„Es wäre wohl das Beste, gnädiger Herr," erwiederte der Offiziant, „und dürft' ich mir die Freiheit nehmen, so bäte ich darum, wenn Euer Excellenz meine Fragen zu beantworten die Gnade hätten, sich rein an die Thatsachen zu halten, ohne irgendwo

Dero eigene Absichten durchblicken zu lassen. Wir möchten Beide später genöthigt seyn, über unsere Unterredung Auskunft zu geben, und da Euer Excellenz sich so wenig mit Lügen zu behelfen im Sinne haben, als ich, so mag eine solche Vereinbarung über die Wahrheit uns Beiden gleich förderlich seyn."

„Gut," sagte der Herzog, „stellen Sie Ihre Fragen, Monsieur Morin, Sie verstehen sich darauf, und ich danke Ihnen für den Wink. Ueber das Andere will ich mich besinnen im Verlaufe unseres Gesprächs."

Pierre erzählte nun in möglichster Kürze, aber mit einer Sachkenntniß, in der ihn höchstens die handelnden Personen übertreffen mochten, Annettens ganzes Abenteuer. Er vermied dabei aufs Sorgfältigste jede Erwähnung des königlichen Namens, auch erlaubte er sich nicht den leisesten Wink, daß irgend eine höhere Person dabei betheiligt seyn könnte.

Nachdem er mit seiner Erzählung zu Ende, fragte ihn der Herzog ohne weitere Einleitung: „Nun, Monsieur Morin, wer glauben Sie, steckt hinter dem Ganzen?"

„Bewahre," erwiederte der Polizeibeamte, „das weiß ich nicht, gnädiger Herr, und die Wahrheit zu sagen, ich habe vorläufig nicht im Mindesten die Absicht, mich deßhalb auf die Lauer zu legen. Aber —"

„Ganz Recht," sagte der Herzog, nach augenblicklichem Besinnen. „Ich verstehe, Sie haben Recht, es gibt nur Einen Weg! Fahren Sie fort."

„Wollen denn," sagte Pierre Morin, „Euer Ex-

cellenz sehen, es liegt eine augenfällige Verletzung der Gesetze vor, dazu eine Beleidigung der schwersten Art gegenüber der Polizei, falls nicht etwa Euer Excellenz oder sonst einer der Herren Minister die Leute zu Vornahme des Acts unter Vorschützung der Auctorität der Polizei ermächtigten. Darf ich fragen, ob Letzteres der Fall war?"

„Gewiß nicht," erwiederte der Herzog mit einem Lächeln, „auch darf ich behaupten, daß keiner der andern Minister eine solche jedem Grundsatze von Gesetz und Recht zuwiderlaufende Ermächtigung ertheilt hat. — Wir würden den strengsten Unwillen des Königs verdienen und gewiß über uns bringen, unterständen wir uns solcher Dinge."

„In diesem Fall, gnädiger Herr, ist mein Verfahren klar und einfach. Schon habe ich meinen Chef, dem General-Polizeilieutenant, die Anzeige gemacht, daß einige Leute von schlechtem Ruf, für seine Agenten sich ausgebend, ungesetzliche Verhaftungen vorzunehmen sich unterfiengen, und er gab mir augenblicklich Befehle, mich ihrer Personen zu versichern. Vorher hielt ich aber für zweckmäßig, mich zu vergewissern, daß diese Leute unter keinerlei gesetzlicher Auctorität gehandelt hätten. Da ich nun wirklich finde," fuhr er mit steigender Emphase fort, „daß Ihro Excellenz und sämmtliche Herren Minister der Krone von dem ganzen Handel nichts wissen, so will ich die betheiligten Personen ins Châtelet einlogiren, und zwar in gehei-

men Verwahr, bis wir über ihre Absichten vollkommen im Klaren sind."

„Ein vortrefflicher Plan, Monsieur Morin," erwiederte der Herzog, „wirklich ein vortrefflicher Plan. Aber was haben Sie mit dem Fräulein vor?"

„Darüber möcht' ich Ihro Excellenz Rath einvernehmen," war die Antwort. „Es wäre wohl am Besten, sie unverweilt nach Quercy zurückzusenden, aber freilich hat sie eine lange, angreifende Reise gemacht, das arme Ding, und —"

„Sie scheinen viele Theilnahme für sie zu haben, Monsieur Morin," sagte der Herzog plötzlich.

„Die habe ich gewiß," erwiederte Jener, „und so würde es sich mit Euer Excellenz verhalten, wenn Sie sie sähen und kennten. Ein so schönes und liebliches Wesen, wie Sie kaum je gesehen."

„Und ihr Name hat viel Aehnlichkeit mit dem Ihren, Monsieur Morin," fuhr der Minister fort.

Von Seite Morins erfolgte eine tiefe Verbeugung, deren eigentliche Bedeutung sich unmöglich errathen ließ, indem er zu gleicher Zeit erwiederte: „Euer Excellenz erweisen mir viel Ehre, aber ich bin weiter nichts als ein einfacher Roturier, und weder von Adel noch ein Heiliger, was die beiden ersten Sylben ihres Namens zu erkennen geben. Aber nochmals, was geruhen Euer Excellenz über sie zu verfügen?"

„Hört, Morin," sagte der Herzog in leisem Tone, „um Gotteswillen schickt sie zurück ohne eine Minute zu zögern. Gern wollte ich sie mit meinem ganzen

Ansehen beschützen, aber in gewissen Dingen bin ich machtlos."

„Nur in unbedeutenden Dingen, gnädiger Herr," erwiederte Morin. „In wichtigen ist Niemand mächtiger, als Ihre Excellenz, denn der König äußerte erst gestern gegen den Grafen von Lude, als sie unter der Orangerie auf und abgiengen: würden sich alle Minister Ihrer Meinung widersetzen, und hätten jene dabei einen Rückhalt an sämmtlichen Staatsmännern Europa's, er würde dennoch Ihrem Urtheil den Vorzug geben und des Erfolgs gewiß seyn."

Ein Anflug von Vergnügen stahl sich über des Ministers Gesicht, und er sagte mit bedeutsamem Lächeln: „Aber Monsieur Morin, wie gewinnen Sie so genaue Kunde von des Königs Privatgesprächen? Sie halten doch nicht wohl gar einen der Herren, die Sie Ihre guten Freunde, die Mouchards, zu benennen belieben, in der Nähe der allerhöchsten Person?"

„Die haben wir überall, gnädiger Herr," erwiederte Morin mit einer ehrerbietigen Verbeugung, „ja wohl überall und in allen Klassen. Es wäre doch äußerst rücksichtslos gegen Seine Majestät, allerhöchst denselben weniger Aufmerksamkeit zu schenken als dero Unterthanen. Da wir überdieß wenig Gelegenheit haben, uns nach dem allerhöchsten Willen zu erkundigen, wie könnten wir ihn bei geringern Anlässen erfahren, wenn wir auf dergleichen zufällige Aeußerungen seines Beliebens nicht achteten? Dazu ist das Polizeibureau ganz gewiß jener Tempel des Ruhms, von dem einer

unserer Poeten so viel zu sagen weiß; natürlich trägt Jeder das Stückchen Neuigkeit, worüber er zu verfügen, augenblicklich nach diesem Sanctuarium."

„Ein seltsames System," sagte der Herzog nachdenklich, „wirklich ein seltsames System, Herr Morin, und ich kann es unmöglich für gut halten."

„Wir Beide habens nicht eingeführt, gnädiger Herr," erwiederte Morin. „Sie fanden es wie es ist, und mich machte es zu dem, was ich bin. Sie müssen sich seiner bedienen, ich muß ihm folgen. Ueberdieß gleicht es den Pulverwägen, die ich bei der Armee gesehen; sind die Leute müde, setzen sie sich rittlings darauf. Ein ziemlich unpassender und nichts weniger als sicherer Sitz, aber doch besser als gar keiner."

„Gott verhüte, daß es keine Explosion gebe, die uns Alle in Atome verwandle!" sagte der Herzog.

„Was geschehen soll, geschehe!" erwiederte der Andere, mit dem ächt französischen Achselzucken vollendeter Gleichgültigkeit. Dann sagte er: „da ich sehe, daß Euer Excellenz von dem ganzen Handel nichts weiß, so will ich gegen die Leute auf gewohnte Weise verfahren." Er entfernte sich mit einer tiefen Verbeugung.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Das Hotel Clermont-Ferrand war zur Zeit unserer Geschichte ein ziemlich unbesuchtes Gebäude, wenn wir nicht etwa Ratten und Mäuse zu den Bewohnern zählen wollen. Der Eigner, ein junger Mann, war gerade abwesend bei der Armee, die Haushälterin, Wittwe eines ehemaligen Portiers, verplauderte die größere Hälfte des Tages auswärts mit den Nachbarn und schlief in dem ziemlich entfernten Hause ihrer Tochter. Sie betheuerte, Nachtruhe zu halten in dem Hotel sey eine Sache der Unmöglichkeit von wegen der erwähnten langgeschwänzten Gäste, die, ihrer Aussage zufolge, einem die ganze Nacht auf dem Kopfe herumtanzten, mehr im Gavotte- als Menuettakte.

Zu Zeiten hatten die Polizei-Agenten ein Lokal vonnöthen, wo sie mit einem verdächtigen Freunde zusammenkommen konnten, für den die Betretung des Centralbureau nicht ganz rathsam gewesen wäre. Dieses Bedürfniß, soweit es ihn angieng, zu beseitigen, hatte sich Pierre Morin mit der erwähnten Haushälterin ins Benehmen gesetzt, und sie gieng aufs Zuvorkommenste in sein Ansinnen ein. Für die Zusicherung eines jährlichen Miethzinses und den besondern Schutz der Polizei überließ sie ihrem guten Freunde einen Hausschlüssel, und hütete sich sorgfältigst ihn jemals bei ungeeigneten Anläßen durch ihre Gegenwart zu stören.

Abends fünf trat Ernst von Nogent in den erwähnten Hof und sah sich vergebens an verschiedenen Thüren um Einlaß um. Keine bewegte sich unter seiner Hand, oder gab überhaupt die leiseste Antwort, außer etwa ein dumpfes, murmelndes Echo, das Zeugniß gab von der Leere des Gemachs. Ernst sah auf die Uhr, es war genau die bestimmte Zeit. Zwar ließ ihm die Ungeduld — diese Krankheit, die uns Menschen mehr verwirrt als jede andere — keine Ruhe, aber er bedachte, Pierre Morin möge durch ein anderes Geschäft um wenige Minuten verzögert worden seyn. So schritt er im Hofe auf und ab entschlossen zu warten, und zehn Minuten später kam der Ersehnte unter der Einfahrt zum Vorschein. Ernst wollte ihm entgegeneilen, aber in demselben Augenblick fand sich ein Dritter ein, der, Morin am Arm zurückhaltend, mit wichtiger Miene und leiser Stimme seinen Rapport machte.

Morin stand und lauschte, und fragte endlich: „und wann?“ „Vor zwei Stunden!“ erwiederte der Mann, der seiner Kleidung nach ein Schreib- oder Zeichnenmeister seyn mochte. „Ich sah ihn selbst, als er herauskam.“

„Und welchen Weg nahm er?“ fragte Morin, nach dem elterlichen Hause oder südlich?“

„Keines von Beiden,“ war die Antwort. Zuerst gieng er nach Hause, in die Wohnung, die er vor drei Monaten gemiethet, da rasirte und kleidete er sich um,

dann setzte er sich in eine Postchaise und fuhr nach Versailles."

„Ha!" sagte Pierre Morin, „da müßt Ihr ihm augenblicklich nach. Sagt unserem Freunde, dem Marquis, er möge mir ja Alles mittheilen, was im Palaste vorgeht. Aber beobachtet ihn selbst genau, wenn er sich vom Könige verabschiedet, und laßt mich mehr wissen um acht auf dem großen Bureau."

All das wurde so leise verhandelt, daß Ernst, welcher sich der andern Hofseite zugewendet, als er Morin von einem Dritten in Anspruch genommen sah, keine Sylbe vernahm, und nach erhaltenem Bescheid schlich sich der verkleidete Polizeikommissär ohne Entgegnung davon.

Nun trat Pierre Morin auf den jungen Offizier zu und sagte: „ich weiß nun, was mir zu wissen nöthig. Das Fräulein befindet sich keine zwanzig Meilen von Paris, und sie soll vor Mitternacht frei seyn. Was sagt der Graf zu dem Inhalte Ihres Briefs?"

„Ich verfehlte ihn," erwiederte Ernst. „Kaum zehn Minuten vor meiner Ankunft, wie der Diener sagte, war er nach Versailles gefahren, durch besondere königliche Botschaft dahin berufen."

„Ha," sagte Morin, „sehr seltsam! Sie möchten ihn bei Seite haben. Aber was mit dem Fräulein anfangen? Bringen wir sie ohne Weiteres hieher in des Grafen Hotel, oder schicken wir sie nach Castelneau zurück?"

„Schicken Sie sie zurück, schicken Sie sie zurück!"

rief Ernst. „Ums Himmels willen bringen Sie sie nicht hieher, wenn Sie Theil nehmen an ihrem Schicksal."

„Den nehm' ich, mein junger Herr," erwiederte Pierre Morin, „mehr als Sie wissen. Aber kann ich sie befreien, so bin ich doch außer Stand, sie sicher zurückzubegleiten, wie ich wünschte. Ohne ausdrücklichen Befehl darf ich mich selbst nicht entfernen. Mehr als zwei Mann darf ich auf solche Entfernung nicht beordern, und nur Einer davon kann von meinen eigenen Leuten seyn, während ihre Verfolger zahlreich seyn mögen und nichts weniger als scrupulös."

„So vertrauen Sie dieses Geschäft mir," erwiederte Ernst. „Sie setzen sie in Freiheit, stellen zwei Mann zu meiner Verfügung, dazu mein Diener und ein Vierter, den ich dingen kann, machen, mich eingerechnet, Fünfe, und ich bürge mit meinem Leben, sie soll Schloß Castelneau sicher erreichen."

Morin lächelte. „Es dürfte für Sie gefährlich seyn in mehr als Einer Beziehung," sagte er, „aber jedenfalls brauch' ich ein paar Stunden zur Entschließung, denn ich habe Andere zu Rathe zu ziehen. Dergleichen darf man ohne Rath und Ueberlegung nicht zugestehen, und ich habe noch Manches zu thun und zu denken. Wir haben nun fünfe, treffen Sie mich Schlag zehn mit den beiden Männern vor dem Schlößchen Michy. Sie wissen, wo es liegt?"

„Nicht im Geringsten," war die Antwort, „aber ich will es leicht finden, wo hab' ich es zu suchen?"

„Zwischen Longueville und Malesherbes," erwie-

derte Pierre Morin. „Zuerst begeben Sie sich nach Longueville, dann reiten Sie immer gerade aus, als wollten Sie nach Puiselet, schlagen aber den ersten Seitenweg rechts ein. Zur Linken finden Sie ein Gatter, das erste auf Ihrem Wege. Sie passiren es, und bald darauf sehen Sie das Schlößchen. Weiter aber gehen Sie nicht, sondern halten Sich unter den Bäumen links. Von Allem, was Sie sehen und hören, nehmen Sie keine Notiz, bis ich komme, denn es mögen Leute auf der Straße ab- und zugehen. Ihre Pferde halten Sie unter den Bäumen möglichst verborgen."

„Mit all dem will ich schon zurecht kommen," sagte Ernst; „Sie wissen, ich bin Soldat und an solcherlei Dinge gewöhnt. Dort treffen wir uns also: aber wie mögen wir Fräulein von St. Morin wegbringen?"

„Ich nehme einen Wagen mit," erwiederte der Commissär, „seyn Sie nur pünktlich an Ort und Stelle, und vorsichtig in Ihren Bewegungen. Es sind dieß Angelegenheiten, bei denen ein unbedeutender Irrthum Alles aufs Spiel setzt."

„Ich verlasse mich ganz auf Sie," sagte Ernst, „und folge buchstäblich Ihrer Leitung Aber wir müßen eilen, wenn Sie noch mit Andern Rücksprache zu nehmen haben. Die Frist ist kurz und der Weg lange, denk' ich."

Ernst ließ sich nochmals die Richtung angeben, und eilte von dannen, um die nöthigen Vorbereitungen zu machen. Sie erforderten einige Erwägung,

diese Vorbereitungen, denn zum ersten hatte er über die Wahl eines Begleiters mit sich übereinzukommen, und dann mußte er dem Grafen Castelneau den Vorfall und seinen Entschluß melden. Der letztere Theil seiner Aufgabe erwies sich in der Ausführung schwieriger, als er anfangs gedacht hatte, denn über dem ungestümen Wunsch die Geliebte zu befreien, hatte er an die Frage nicht gedacht, welchen Rechtstitel er überhaupt zur Einmischung habe. Nun erst bedachte er, daß Andere darnach fragen könnten, ja ein gewisses Etwas in seinem Innern sagte ihm, der Graf von Castelneau selbst könnte darnach fragen. Er kam daher nicht ohne Verwirrung und Kopfzerbrechen mit seiner Arbeit zu Stande.

Er schrieb dem Grafen, daß ihm die Inlage, der Brief seines Vaters, in Chanteloup zugekommen. Seine Abwesenheit von Paris zur Zeit der Ankunft des Schreibens an letzterem Orte habe ihn unglücklicher Weise verhindert, mit dem Grafen vor dessen Abreise nach Versailles Rücksprache zu nehmen. Seither habe er aus guter Quelle vernommen, daß Fräulein von St. Morin durch einen untergeschobenen Brief zur Abreise von Castelneau verlockt, unbefugterweise verhaftet worden sey und in der Nähe von Paris zurückgehalten werde. Unter diesen Umständen, fuhr er fort, Pierre Morins und seines Verdachts gegen den König mit keiner Sylbe erwähnend, habe er sich entschlossen, Angesichts dieß die Befreiung des Fräuleins zu versuchen, und er werde unmittelbar darauf den Grafen von dem

Erfolge benachrichtigen. Er entschuldigte sich wegen der eigenmächtigen Einmischung, meinte aber, mehrfache Gründe, die der Graf wohl begreifen werde, machten es ihm zur unabweislichen Pflicht, die Befreiung des Fräuleins ohne den mindesten Verzug zu versuchen.

Nachdem er mit dem Briefe zu Ende, und letztern in der Wohnung des Grafen abgegeben hatte, sicherte er sich den Beistand eines alten Soldaten, der früher in seinem Regiment gedient hatte. Nun waren noch Pferde zu miethen, aber bei seiner genauen Bekanntschaft mit der Stadt Paris und bei seinem wohlbekannten, geachteten Namen war dieser Theil der Aufgabe bald erledigt, und um halb sieben war er im Sattel und auf der Straße nach Longueville. Nach einem scharfen Ritte in stockfinsterer Nacht kam er um ein Viertel nach neun Uhr durch das kleine Dorf und nun folgte er, seine Eile etwas mäßigend, genau der Weisung Pierre Morins, indem er alle Krümmungen der Straße sorgfältigst im Auge behielt. Der Weg däuchte ihm länger als man ihm gesagt hatte, und er war geneigt ein Versehen zu vermuthen, als ihn die schwache Lichtbeleuchtung linker Hand ein Gatter erblicken ließ, das sich dem ersten Drucke seiner Hand öffnete. Er trat mit seinen beiden Begleitern ein, schloß sorgfältig hinter sich zu, und ritt nun einen Baumgang hinab, der augenscheinlich zu dem beschriebenen Schlosse führte.

Wie gesagt war die Nacht ausnehmend finster, und

Ernst sah sich einige Zeit vergebens nach dem Hause um. Endlich stiegen die dunkeln Umrisse eines Gebäudes in einiger Entfernung vor seinen Augen auf, und zur Linken präsentirten sich, ganz nach Morins Beschreibung, einige zerstreute Baumgruppen, etwa hundert Schritte von der Allee entfernt. Ueberzeugt, daß er sich an dem bezeichneten Orte befinde, verließ er die Straße, um sich unter den Bäumen zu bergen, aber in diesem Augenblick scheute sein Pferd an einem aufspringenden Rehe, und hätte in heftigem Steigen sich fast mit seinem Reiter überschlagen. Dieser aber, kühn und gewandt im Sattel, zwang das Thier vorwärts mitten unter die Bäume, stieg dann ab, und suchte es zu beruhigen, um ihm die ängstliche Stimmung, in die es der Auftritt versetzt, aus dem Sinn zu bringen.

Er war noch damit beschäftigt, als Pferdegetrappel die Allee herauf sich vernehmen ließ, und ein paar Minuten später sah er, aufs Sorgfältigste spähend, drei oder vier dunkle Gestalten vorüberreiten. Dumpfe Stimmen wurden hörbar, und gerade als Jene in seiner Nähe vorüberzogen, hörte er die deutlichen Worte, mit einem flüchtigen, eigenthümlichen, widrigen Lachen begleitet: „Wir werden bald sehen — ich hoffe, Sie haben sich des Thors versichert.“

Ernst sagte kein Wort, sein Herz schlug gewaltig, aber aus Zorn, nicht aus Furcht, und er behielt mehrere Minuten lang das Gebäude fest im Auge. Bei der zunehmenden Dunkelheit konnte er nur undeutlich sehen, wie die andere Parthei stille hielt und abstieg.

Einen Augenblick später öffnete sich ein großes Portal im Mittelpunkt des Gebäudes, und bei dem herausströmenden vollen Lichte sah Ernst nur zu klar seinen Verdacht, auf den ihn der Ton der Stimme und das eigenthümliche Lachen gebracht, bestätigt. In der graziösen, obwohl etwas schmächtigen Gestalt, die zuerst eintrat, erkannte er augenblicklich den Baron von Cajare.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Wir verlassen auf kurze Zeit die kalte freie Luft, und treten in die Wohnung wilder Lustbarkeit, in einen Kreis von fünf Männern und drei Frauenspersonen, die seit dem Anbruch der Nacht hier abwechselnd geschmaust und getrunken, gelacht und gesungen hatten. Eines hätten wir bald dabei vergessen, — die Unterhaltung. Zwar klangen Sprache und Ausdrücke etwas feiner, als in einer eigentlichen Kneipe, dem Wesen und Inhalt nach aber waren sie gemeiner, eckelhafter, versunkener, als man sie bei gewöhnlichen Gelegenheiten in der ärmlichsten Dorfschenke Frankreichs getroffen haben würde.

Diejenigen Angehörigen der untern Stände, welche die Laster der höhern nachäffen, arten gewöhnlich noch widriger aus, als wenn sie bei den rohern Fehlern ihrer ursprünglichen Stellung stehen bleiben. Der gegenwärtige Zirkel bestand aus der Hefe der lasterhaf-

haften Dienerschaft eines lasterhaften Hofs, und mit dem libertinerhaften Anstrich, den sie in ihrer niedrigen Stellung ihren Vorgesetzten abgesehen, verband sich eine Gemeinheit, die sie ihr wüstes Leben in seiner abscheulichsten Form nackt zur Schau tragen ließ. Ihr Jubel, ihre leichtfertigen Reden, ihr affectirter, ungezogener Witz vollendete die Caricatur eines gottverlassenen Hofs.

Aber es steht mir nicht zu, die einzelnen Züge eines so empörenden Gemäldes diesen Seiten einzuzeichnen, und mit dem allgemeinen Umrisse mich begnügend, lasse ich die ganze Unterhaltung unberührt bis zu dem Augenblicke, wo einer von der Parthei den schäumenden Becher in der Hand, und einen zügellosen Witz auf der Lippe, plötzlich auffuhr und das Glas niedersetzte mit dem Ausrufe: „Ventre Saint Gris! Es sind Hufschläge! Es kann unmöglich schon der König seyn!"

„Der König!" schrie ein Anderer. „Thor! Bestie! weißt du nicht, daß der König heutzutage niemals reitet als auf der Jagd? Nein, nein, es ist so ein Hundsf— von Hofe. Geh, Merliton, und sieh nach. Da läuten sie ja, wie die Furien. Hurtig, hurtig! führe sie ins andere Zimmer und weg da mit den beiden Flaschen! Monsieur Albert legte uns auf Kohlen, träfe er uns über seinem Epernay."

Große Geschäftigkeit und Verwirrung begann nun im Zimmer, während der Mann, genannt Merliton, — augenscheinlich ein nom de Guerre — langsam die

Thüre öffnete, mit etwas weinrothen Augen, aber mit festem Schritte und bei voller Besinnung. Kaum war die Passage offen, so trat ein Herr ein, ein Rohr in der Hand, mit vornehm kalter Miene, und im Begriff ohne Frage oder Verzug seinen Weg fortzusetzen.

Merliton vertrat ihm den Weg und sagte: „Wer Teufels seyd und was wollt Ihr? Das ist kein Ort für solch steifes Volk, das thut, als wärs zu Hause. Ja Herr," fuhr er fort, als ihn der Andere mit verächtlichem Blick vom Kopfe zum Fuße maß — „Ja, Herr, ich bins, euer gehorsamer Diener, gewiß, lieber Herr, Ihr seyd mir überlegen! Mit Verlaub, wer seyd Ihr?"

„Habt die Güte, und geht mir aus dem Wege," sagte Baron Cajare kaltblütig, aber allem Anschein nach zu Erhebung des Rohrs bereit, um es den Schultern des Herrn Merliton anzupassen.

Allein in diesem Augenblick schlüpfte ein einäugiges Individuum, dem der geneigte Leser bereits vorgestellt ist, an dem Fremden vorüber, mit dem Rufe: „Merliton, du bist wohl trunken, so betrunken wie deine Mutter im Augenblick deiner Geburt. Sie war Marketenderin, Herr Baron," fuhr er gegen Herrn von Cajare fort, „Marketenderin im dreizehnten Regiment, und versicherte mich auf ihre Ehre — und sie war eine Frau von Ehre — daß sie, ihres Wissens bis zu ihrem vierzigsten keinen Tag ganz nüchtern gewesen. So muß mein guter Freund Merliton hier nothwendig

von ihr im Zustand der Trunkenheit zur Welt befördert worden seyn. Sie sehen, er macht seiner Verwandtschaft keine Schande. Nun, Merliton, geh' bei Seite, es ist ein guter Geselle, oder ich muß dir das Licht durch den Leib rennen, und ein Mann mit einem Schlüsselloch ist eine unsichere Thür."

Merliton trat etwas zurück, und der Baron schritt vorwärts zu seinem Begleiter Jean Pierre sagend: „es mag recht amusant seyn, aber es gefällt mir nicht, führt mich in ein Zimmer, und bringt Jemand her, den das Fräulein hier noch nicht gesehen."

Der Baron wurde in ein leeres Zimmer geführt und in Eile mit Licht versehen, aber schwerer war Jemand aufzutreiben, den das Fräulein hier noch nicht gesehen, denn alle hatten der Reihe nach unter irgend einem Vorwand ihr Gemach betreten, zu Annettens nicht geringem Aerger und Kummer. Hierüber im Klaren, ließ der Baron einen von seinen eigenen Leuten, die draußen bei den Pferden geblieben, herrufen, und von diesem gefolgt gieng er die Treppe hinauf nach dem Zimmer, das man ihm als Annettens Wohnung bezeichnete. Auf der Treppe wurde ihm der Schlüssel eingehändigt, denn sie war seit ihrer Ankunft mit ihrem Gefolge als Gefangene behandelt worden. Ihre Wohnung bestand aus vier Zimmern, in deren erstem, dem Vorzimmer, die männlichen Begleiter sich befanden. Beim Eintritt des Barons fuhren diese auf mit Blicken, welche den festen Entschluß ankündigten, ihre Herrin gegen jede fernere Insolenz mit ihrer ganzen

Kraft, und wäre diese noch so schwach, zu vertheidigen. Als sie aber den Baron erkannten, den sie häufig in Castelneau gesehen, heiterten sich ihre Gesichter auf, denn jedes menschliche Antlitz dünkte ihnen befreundet, gehörte es nur nicht der Rotte an, die sie die letzten Tage über umlagert hatte.

Dem Baron entgieng diese Veränderung nicht, und er verstand sie, er hielt die Hand empor mit bedeutsamem Blicke, als untersagte er jedes Geräusch, und fragte leise: „wo ist euer Fräulein?“

„Hier, gnädiger Herr, hier,“ sagte der alte Jerome, „sicher ist sie hocherfreut, Sie zu sehen. In diesem Zimmer hier befindet sie sich mit Madame Donnine und ihrem Mädchen.“

Damit trat der Alte voraus und öffnete die Thüre, und der Baron folgte leisen Schritts, die angenommene Rolle fortspielend.

Bei seinem Anblick erhob sich Annette, aber nicht gerade mit den Gefühlen, die Jerome bei ihr vorausgesetzt hatte. Einen Augenblick konnte sie sich des Verdachts nicht erwehren, er selbst möge hinter der ganzen Intrigue stecken, und demgemäß hatte ihre erste Empfindung mehr mit Unwillen als mit Freude gemein. Allein andere Betrachtungen, die sich im nächsten Augenblicke ihr aufdrängten, ließen sie günstiger urtheilen, sie glaubte den Baron von einer unmittelbaren Theilnahme an den Begegnissen der letzten Tage freisprechen zu dürfen, und der zornige, unmuthige Blick erlitt schleunigst eine Aenderung.

Dem geübten Physiognomiker entgieng der erste Ausdruck auf Annettens Gesichte nicht, er blieb in bescheidener Entfernung und sagte mit einer tiefen Verbeugung: „ich nehme mir vielleicht zu viel heraus durch mein unberufenes Eindrängen, Fräulein von St. Morin. Allein ich wünsche Sie den Händen dieser unverschämten Schurken zu entziehen und an einen sichern Ort zu bringen, falls Sie die Güte haben sich meines Beistands bedienen zu wollen.“

Die arme Annette war ein Neuling in der Kenntniß der Welt, und dieser Ton war vollkommen geeignet, ihre Besorgnisse noch mehr zu beseitigen. Sie meinte ihm Unrecht gethan zu haben, und erwiederte gütig und dankbar: „Gewiß, Herr von Casare, fühle ich mich Ihnen unendlich verpflichtet, und kann natürlich einen solchen Freundschaftsdienst nicht für anmaßend halten. — Nichts weniger als das!“ rief sie, die Hände zusammenschlagend, indem sich das Peinliche ihrer Lage in all seiner Bitterkeit ihrem Geiste aufdrängte, „wie wäre ich je im Stande, demjenigen meine Dankbarkeit genugsam zu erkennen zu geben, der mich von diesen Leuten befreien will, die gewiß nicht sind — unmöglich seyn können — die Polizei des Königreichs!“

„Die Polizei!“ rief der Baron, wohl zufrieden mit den bisherigen Fortschritten; „die mögen wohl seit lange die Polizei in Athem erhalten haben, sonst aber haben sie mit ihr so wenig zu thun, als der Mann, welcher vor wenigen Tagen auf dem Greveplatz ge-

richtet ward. Ueber ihre Absicht sprechen wir später, für jetzt gilt es, Sie in Freiheit zu setzen."

„O so lassen Sie uns augenblicklich gehen," erwiederte Annette, sich der Thüre nähernd.

„Nein, nein," sagte der Baron lächelnd, „wir müssen eine Weile verziehen. In wenig Minuten fährt ein Wagen vor, um Sie augenblicklich in Sicherheit zu bringen; mittlerweile, da ich meine guten Gründe habe, die Schufte irgendwo im nahen Verstecke zu vermuthen, will ich sie mit meinen Dienern zu Paaren treiben, daß uns kein weiteres Hinderniß begegnen kann."

„Aber wohin denken Sie mich zu bringen, Herr von Cajare?" sagte Annette. „Es wäre wohl am Besten, augenblicklich zu Herrn von Castelneau."

„Der befand sich zur Zeit meines Abgangs in Versailles," erwiederte der Baron, „und dahin gedenk' ich Sie zu bringen, Fräulein. Sie können sich auf meine Ehre verlassen, hoff ich, und werden überzeugt seyn, daß ich Ihre volle Sicherheit beabsichtige."

Gern hätte Annette eine deutlichere Erklärung gehabt, und das Unbestimmte in des Barons Aeußerungen rief unwillkührlich ihre früheren Besorgnisse zurück. Sie entschloß sich jedoch, keine Angst zu zeigen, denn ihre Lage konnte nicht wohl schlimmer werden, das sah sie wohl ein. „So lassen Sie uns sogleich gehen, Herr von Cajare," sagte sie nach augenblicklichem Besinnen; „jeder Augenblick, den ich hier verweile, ist mir schrecklich."

„Ich will mich nur überzeugen, daß die Leute den Park verlassen haben," erwiederte Jener, „und bin im Augenblick wieder hier."

Hiebei konnte er sich eines Blicks der Bewunderung und Zärtlichkeit auf das schöne Kind nicht enthalten. Zwar suchte er dabei möglichst die Grenzen strengen Anstands zu wahren, aber Annetten entgieng er doch nicht, dieser Blick, und er verstärkte ihre Furcht vor des Barons Absichten um ein Bedeutendes. Auch dachte sie mit Widerwillen an die große Verbindlichkeit, die sie im besten Falle einem Mann schuldig werde, gegen den sie seit lange eine heftige Abneigung in ihrem Innern nährte.

Der Baron verließ das Zimmer, und machte draußen auf der Flur einen Augenblick Halt, augenscheinlich in tiefes Nachdenken verloren, während der Diener mit der Lampe neben ihm stehen blieb. Endlich erwachte er aus seiner Träumerei mit wenigen unarticulirten Lauten, die selbst der Mann neben ihm nicht verstehen konnte.

In eine verständliche Sprache übersetzt, lauteten diese Töne: „allerdings ein schweres Spiel, aber es muß versucht werden."

Da er sich niemals über den Sinn dieser Worte ausgesprochen, und sich der Schlüssel dazu ebenso wenig in seinen spätern Handlungen findet, so ziehen wir für den Augenblick den Vorhang von seiner Brust zurück, und erforschen die Regungen, die in seinem Herzen vorgiengen, den Zweck, den er sich vorgesetzt, die

Absichten, mit denen er hergekommen. Man begreift leicht, daß der Baron, hätte es ihm auch nicht an der Neigung gefehlt, persönlich nicht die Macht hatte, Annetten ihrer gegenwärtigen ungesetzlichen Gefangenschaft zu entziehen. Auf der andern Seite würden sich aber die belesenen Freunde der Geschichte, die den niederträchtigen Servilismus der damaligen französischen Höflinge zur Genüge kennen, irren, wenn sie das Benehmen des Barons dahin auszulegen geneigt wären, er sey elend genug gewesen, sich zum Werkzeuge herzugeben für die zügellosen Absichten des Königs. Das war nicht gerade der Fall. Wahr ists, ganz unvermuthet wurde ihm seine Freiheit angekündigt, er ward nach Versailles berufen und hatte eine lange vertrauliche Unterredung mit dem Könige, deren Gegenstand kein anderer war, als Annette von St. Morin. Ludwig und die meisten Glieder des Hofs wußten nämlich, daß der Baron es da, wo sein Interesse mit unterlief, im Punkte des Gewissens nicht sonderlich genau nähme. Allerdings hatte er heftige Leidenschaften, auch war bekannt, daß sie zu Zeiten seinen eigennützigen Absichten den Rang abgewannen, im Allgemeinen aber wußte sie sein kalter, berechnender Verstand zu zügeln, und der König meinte, der letzte Aufenthalt in der Bastille werde den widerspenstigen Geist zu dem gewünschten Niveau der Willfährigkeit herabgedrückt haben. Der Baron hatte mit äußerster Gefälligkeit den Eröffnungen des Monarchen gelauscht, war hie und da mit dem geeigneten Ausdrucke zu Hülfe gekommen, wenn es

Ludwig schwer ward, seine Meinung gehörig klar zu machen, und ließ nicht die geringste Spur von Erstaunen, Abneigung, Unwillen blicken über Vorschläge, die für ihn eine Beschimpfung und für Annetten ein gemeines, abscheuliches Unrecht waren. Aber die ganze Audienz über gieng er mit sich zu Rathe über die Möglichkeit, nicht allein wie sich des Königs Absichten zu nichte machen ließen, sondern auch wie er sie zu Förderung seiner eigenen Plane mit Annetten benützen könnte.

Denn so seltsam es klingen mag, der Baron liebte Annetten wirklich. Allerdings war sie das einzige Wesen, dem diese Ehre jemals widerfuhr, aber Schwierigkeiten, Widerstand, Kälte hatten hier zu Stande gebracht, was Schönheit und Anmuth begonnen. Wie nur zu oft geschieht, hatte ihre Abneigung, weit entfernt, seine Neigung erkalten zu machen, ihn nur um so heftiger angezogen, und die Audienz war noch nicht zu Ende, als sein Entschluß fest stand, den ganzen Zorn und Unwillen eines despotischen Monarchen um Annettens Besitz zu wagen. Der König hatte ihn im Laufe der Audienz beauftragt, Annetten nach Versailles zu bringen, um sie glauben zu machen, sie sey ihren Entführern aus dem Süden entrissen worden. Der Baron berechnete die günstigen Chancen, die sich daraus für sein Spiel ergaben; er konnte dem schönen Gegenstande dieser Machinationen eine Alternative bieten, die entschieden zu seinem Vortheil war. Auf einer Seite das Verbleiben in der despotischen Gewalt

eines lasterhaften Fürsten, auf der andern dauernde Verbindung ihres Schicksals mit dem seinen und augenblickliche Flucht Beider aus Frankreich: — konnte Annette in die Länge schwanken?

Wohl machte er sich auf Schwierigkeiten aller Art gefaßt, aber dergleichen hatte er schon bei andern Gelegenheiten durch Kunst, wo nicht durch Gewalt beseitigt, und er zweifelte an Annettens Einwilligung nicht, wenn sie einmal die Gefahren ihrer Lage vollkommen einsehen würde. Sein Plan gieng darauf hin, des Königs Befehlen bis auf einen gewissen Grad buchstäblich zu gehorchen, Annetten nach Versailles zu bringen, in dem Augenblick aber, da sie zur vollen Erkenntniß ihrer Lage käme, ihr die Mittel zur Flucht unter der Bedingung einer dauernden Verbindung anzubieten. Außerdem lag ihm noch ein anderer Plan am Herzen, zu dessen Ausführung er nun eilte.

Aber ach! was sind menschliche Entwürfe! Im ersten Moment wieder erwachten Lebens zerstörte der Baron aus Achtlosigkeit die letzte Spur des Vertrauens, das in Folge seines Benehmens und Tons sich einen Augenblick in Annettens Busen eingeschlichen hatte. Nach seiner Entfernung blieb das Fräulein in Mitten des Zimmers stehen, in schweigendem Nachdenken über den Vorfall, und zwar dauerte dieser Zustand bei ihr länger als bei dem Baron, denn bei letzterem war er einzig die Folge der vorübergehenden Besorgniß, ob seiner Gewandtheit und Schlauheit die Ueberlistung des Königs gelingen würde, während Annette alle Gefah-

ren, Schwierigkeiten und Bedrängnisse ihrer Lage bedachte. Aber ein paar Minuten später hörte sie eine Stimme, an der sie den Baron erkannte, laut und ungeduldig rufen: „Pierre Jean! Pierre Jean! wo steckst du?"

Im Augenblick war jede Spur von Hoffnung und Vertrauen aus ihrer Brust entwichen. „So ist er denn," war ihr erster Gedanke, „der Verbündete, das Hauptwerkzeug Derer, die mich getäuscht und verrathen." Die nächste Frage, die sie sich vorlegte, war: „Ist er nicht gar der Anstifter von all Dem? Will er mich nicht aufs Neue betrügen durch die Hoffnung der Flucht, während er es gerade ist, der mich in diese Lage gebracht?" Diese Vereitelung ihrer Erwartungen, das verwirrende Bewußtseyn, überall von Niederträchtigkeit und Verrath umgeben zu seyn, die Verzweiflung an der Möglichkeit, einen andern Retter zu finden, überwanden den Muth und die Kraft, die sie bisher aufrecht erhalten. Sie setzte sich an den Tisch neben Donnine, die bisher kein Auge von ihr gewandt, bedeckte sich das Gesicht mit den Händen, und weinte bitterlich.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Während dieser Vorgänge im Schlößchen Michy, einem Privatbesitzthum Ludwig des Fünfzehnten, und von ihm für die schändlichsten Zwecke angekauft, hielt

sich Ernst von Nogent nach Pierre Morins Weisung fortwährend unter den Bäumen versteckt. Allerdings fühlte er sich beim Anblick des Barons geneigt, ins Schloß zu gehen und Annettens augenblickliche Befreiung zu versuchen, und nur nach einem schweren, innern Kampf stand er davon ab. Aber er hatte nur zwei Männer bei sich, der Baron war von dreien begleitet, und durch die Aeußerungen des Polizei-Commissärs hielt er sich zu der Voraussetzung berechtigt, daß noch mehrere im Schlosse wären. So blieb er denn auf der Lauer ohne zu wissen, wo das Alles hinaus wolle, aber mit dem festen Entschlusse, Annettens Entfernung vor der Ankunft Pierre Morins nicht zuzugeben. Auf diese Art vergieng einige Zeit, während deren er ängstlich jeden Laut zu haschen sich bemühte. Endlich vermuthete er, der Baron habe das Gater hinter sich schließen lassen, und dieser Umstand halte die Polizei zurück. Deßhalb schickte er einen seiner beiden Begleiter zu Fuß ab, um, wenn es sich so verhielte, die Entfernung des Hindernisses auf jede mögliche Weise zu versuchen.

Der Mann hatte sich noch keine fünf Minuten entfernt, als Jemand mit einer Fackel aus dem Schlosse trat, dem ein Anderer folgte, dann noch Einer, und so fort, bis endlich sieben Fackelträger vor dem Hause standen, die sich nach verschiedenen Richtungen über den kleinen, offenen Raum, Park genannt, verbreiteten. Das Ganze mochte nicht über fünfzig Ackerlängen enthalten, so daß hier Niemand auf die Dauer verborgen

bleiben konnte, doch fehlte es nicht an zahlreichen Baumgruppen und dichtem Gebüsche, und der Versteck unseres Freundes bot bei zeitweiser Veränderung der Stellung wenigstens so vielen Schutz, daß man den Augen derer entgehen mochte, die das Gebüsch selbst nicht betraten.

Gleich Anfangs hatte er, das umliegende Erdreich nach Kräften in der Finsterniß recognoscirend, den Pferden einen ziemlich verborgenen Standort ausgefunden, und zweifelte er auch keinen Augenblick, daß das Zurückscheuen seines Pferdes der Aufmerksamkeit des Barons nicht entgangen sey, so hoffte er doch bis zur Ankunft der Polizei verborgen zu bleiben. Aber um den Diener, den er nach dem Thore gesandt, war er besorgt, denn er fürchtete, derselbe möge auf dem Rückwege der andern Parthei in die Hände fallen, und er lauschte ängstlich auf jeden Laut, während die Fackeln, zu zweien und dreien herumflackernd, augenscheinlich in emsiger Spähe begriffen waren.

Eine der Fackeln schien Ernsts Versteck in einiger Entfernung zu umkreisen, bald erhob sie sich breit und roth in die Luft, bald versteckte sie sich hinter die Bäume, nur noch halb oder gar nicht mehr sichtbar. Endlich erlauschte Ernsts feines Gehör den Schall nahender Schritte, und in demselben Augenblick stürzte ein Fackelträger vor und rief, die Fackel wegwerfend: „Hier ist einer! Hier ist einer, schnell! schnell!" Augenblicklich eilten ihm einige zu Hülfe, und in demselben Moment befand sich der Diener, den Ernst ans

Thor gesandt, mit einem Sprunge an der Seite seines Herrn, während die Gegenparthei in eifriger Verfolgung näher kam.

Vor Ernsts Fronte standen zwei bis drei tüchtige Bäume in ziemlich unbedeutenden Zwischenräumen, und seine beiden Flanken waren durch das Dickicht geschützt. Da er die Gegenwehr unmöglich länger verschieben konnte, so benützte er seine vortheilhafte Stellung mit der schnellen Entschlossenheit eines erfahrenen Soldaten.

„Die Degen gezogen!" rief er. „Hier, Martin, du postirst dich zwischen die beiden Bäume, und bewachst den offenen Raum zur Linken. Pierrot, hieher! Nun, schont Keinen, denn sie sind in gesetzloser That begriffen."

Indem er noch sprach, kam der Baron mit vier Begleitern, worunter Jean Pierre, theils mit, theils ohne Fackeln, Ernsts Standorte so nahe, daß man sich von beiden Seiten erblickte.

„Weg mit den Waffen! ergebt Euch!" rief der Baron. „Was habt Ihr hier zu thun, in dieser Stunde der Nacht?"

„Ich stelle dieselbe Frage an Sie, mein Herr," rief Ernst. „Stehen geblieben," fuhr er fort, „stehen geblieben, oder Sie sind ein verlorner Mann." Allein der Baron drang, den Degen leicht in der Hand haltend, vorwärts, als erwarte er von Ernsts Seite keinen ernsthaften Widerstand, und unser junger Freund fühlte eine gewisse Abneigung, einen Mann, der nicht auf seiner Huth schien, zu verletzen. Aber auf einmal

nahm der Baron eine ausfallende Stellung an, und unter dem Schutze des Monarchen über die möglichen Folgen unbekümmert, stieß er seinem Gegner heftig nach der Lunge. Glücklicherweise hatte sich Ernst vorgesehen; indem der Andere auf dem thauigen Boden mit dem Fuße glitt, parirte er den Stich und benützte jenen Umstand, die Klinge des Gegners zu unterlaufen. Dann fiel er mit dem linken Fuß aus, und versetzte dem Baron mit dem Degenknauf einen tüchtigen Schlag ins Gesicht, indem er im Zorne seines Herzens rief: „Ha, Verräther und Schurke!"

Der starke Schlag brachte den Baron aus dem Gleichgewichte, und er fiel, heftig aus der Brausche unterm Auge blutend, rücklings zu Boden. Aber im Augenblick war er wieder auf den Beinen, und mit seiner Mannschaft gleichen Schritt haltend, rief er besonnener, als man erwarten konnte: „die Fackeln in die Höhe!" und damit erneuerte er mit kalter, erbitterter Entschlossenheit seinen Angriff.

Der Baron war in Handhabung seiner Waffe vollendeter Meister, und die schlüpfrige Beschaffenheit des Bodens ward von ihm nun nicht mehr außer Acht gelassen. Ernst stand ihm an Geschicklichkeit kaum nach, und war zudem größer und kräftiger, allein seine beiden Verbündeten wurden nun zu gleicher Zeit angegriffen, und andere Fackelträger eilten von allen Seiten herbei, wie es schien, die kleine Parthei im Rücken zu fassen.

Pierre Jean machte den ruhigen Zuschauer. Er

hielt seine Fackel vor, um den Streit der beiden Führer zu beleuchten, und so oft ein guter Streich fiel, schob er die linke Hand unter den Hut, kratzte sich am Kopfe und rief im Tone des Kenners: „Bravo, bravo!"

Zuletzt aber schien er auf den Gedanken zu gerathen, die Waffe des Barons sey nicht von den erwünschten Progressen begleitet. Er nahm die Fackel in die Linke, fuhr mit der Rechten in die Tasche, und fragte, eine Pistole hervorziehend, in entschiedenem Tone: „Soll ich ihn niederschießen, gnädiger Herr?"

„Nein, nein!" rief der Baron zornig, „überlaß ihn mir! In einer Minute stoße ich ihn nieder, wie einen Hund."

Eine gleichzeitige tüchtige Wunde im Nacken belehrte ihn jedoch, daß er sich zusammennehmen müße, um nicht selbst niedergestoßen zu werden. Inzwischen bildete das Fackellicht einen immer kleinern Kreis um die Bäume, selbst aus dem Dickicht flammte ein Paar empor, und mit immer größerer Zuversicht durfte sich der Baron der Hoffnung hingeben, seinen Feind nun bald in seiner Gewalt zu sehen. Zwar setzte Casare den Kampf noch fort, aber in einer schwarzen, meuchlerischen Absicht, die im Moment solch heftiger Aufregung nur wenigen Menschen in Sinn gekommen wäre. „Haben sie ihn von hinten gefaßt," dachte er, „und muß er sich ihrer zu erwehren suchen, so stoß' ich ihn nieder."

In Verfolgung dieses Plans gieng er nicht ernst-

haft zu Werke, sondern lauerte auf den günstigen Augenblick, sein niedriges Vorhaben ins Werk zu setzen.

Dieser Augenblick war beinahe gekommen, denn eine Fackel wand sich hinter den Bäumen hervor, ihren röthlichen Abglanz rings auf die braunen Halme und gelben Blätter werfend, kaum noch zehn Schritte vom Standorte der beiden Kämpfer entfernt. Schon hielt der Baron mit der wilden Lust triumphirenden Hasses den Athem an, die Gestalt des Gegners mit den Augen verschlingend, um sich den rechten Punkt für seinen Stich zu ersehen, als Jean Pierre zu seiner äußersten Verwunderung plötzlich die Fackel auf den Boden warf, nicht anders, als wäre sein Arm vom Schlage gerührt, und mit leichenblassem Gesicht scharf über die linke Schulter schielte.

Eine talismanische Berührung hatte die wunderbare Wirkung hervorgebracht, nebst einigen leisen Worten, die aber Jean Pierre recht gut verstand. Im nächsten Moment fühlte der Baron gleichfalls eine Hand auf seiner Schulter, und das: „Auf Befehl des Königs,“ wiederhallte zum zweitenmal in seinem Ohr. Er kehrte sich heftig um und sah die hübschen Züge Pierre Morins mit strengem Ausdruck auf sich gerichtet. Fast hätte er in der Wuth fehlgeschlagener Hoffnung dem Commissär den Stahl in die Brust gestoßen, aber Morin, obzwar ganz unbewehrt, ließ von seinem Griffe nicht ab, und sagte ruhig: „Herr von Cajare, Sie sind mein Gefangener, geben Sie Ihren Degen ab!“

„Sie irren sich, mein Herr," rief der Baron wüthend, „dießmal soll Ihre Unverschämtheit nicht unbestraft bleiben."

„Ich irre mich keineswegs, Herr Baron," erwiederte Morin, „auch erlaube ich mir keine Unverschämtheit. Bewahre der Himmel, daß ich unverschämt seyn sollte gegen einen Herrn wie Sie."

„Aber der König, mein Herr," rief der Baron, „der König hat —"

„Ihnen keine Ermächtigung gegeben zu solchem Unterfangen," war die Antwort. „Mit einem Wort, mein Herr, ich weiß, Sie haben den König gesehen, weiß auch, welchen Befehl Sie bekommen. Wenn Sie meinen Rath annehmen, so werden Sie Seiner Majestät Namen in keiner Weise compromittiren, vielmehr sich wohl in Acht nehmen, Geheimnisse laut werden zu lassen, die Ihnen Seine Majestät zu vertrauen geruhen mochte. Führen Sie ihn ab, Herr Joachim, er kommt dießmal ins Châtelet. Lassen Sie ihn ja mit Niemand sprechen, bis ich selbst seine Aussage vernommen, und sorgen Sie, daß er nichts verlauten lasse, was dem Könige mißliebig seyn könnte. Paul, sorge, daß Keiner der Andern entwischt. Sind die Leute auf der andern Seite zahlreich genug? — Meister Pierre Jean, dießmal denk' ich, müßt Ihr baumeln. Ich prophezeite Euch das Letztemal, Ihr würdet nicht nachlassen, bis Euch der Strick gefaßt. Herr von Casare, es wäre besser, Sie giengen gutwillig, sonst muß ich Ihre Hand-

gelenke mit Manschetten schmücken, wie sie Edelleute nicht lieben. — Nun, mein Herr, wer sind denn Sie?" fuhr er, auf Nogent zugehend, fort, als bemerkte er ihn jetzt erst. Als er aber näher kam, sagte er: „Ah, Herr von Nogent, sind Sie es? ich denke, Sie kommen, sich nach Fräulein von St. Morin zu erkundigen? — Sie muß augenblicklich nach Versailles gebracht werden."

Die letzten Worte mit erhobener Stimme gesprochen, brachten auf beide Partheien eine auffallende Wirkung hervor. Der Baron, welcher sich noch immer gegen die Abführung sträubte, war nun völlig überzeugt, daß Morin seine Befehle vom Könige habe, und dem Verrathe und Wankelmuth absoluter Monarchen fluchend, unterwarf und entfernte er sich. Auch Nogent sank bei solcher Nachricht der Muth, und er starrte in Verzweiflung das ruhige, unveränderte Gesicht des Commissärs an.

Dieser aber näherte sich unbefangen demjenigen Theile des Dickichts, wo noch mehrere Fackeln leuchteten, und kam dabei hart am Standorte unseres erschrockenen, rathlosen Freundes vorüber. Morin that, als sähe er ihn nicht. Aber Ernst vernahm in demselben Augenblicke die leisen Worte: „Kein Wort! fürchten Sie sich nicht."

Dennoch konnte sich Ernst über Annettens Lage nicht beruhigen, als gleich darauf einer der Exempten sich an Morin mit der Frage wendete: „Was sollen

wir mit dem Herrn da thun, Herr Commissär? Wir haben hinsichtlich seiner keinen Befehl."

„Ich ebenso wenig," war Morins Antwort, „Ihr müßt ihn sich selbst überlassen, er hat mit der Polizei-Maskerade nichts zu thun. Ihr habt nur diejenigen zu verhaften, deren Namen auf der Liste stehen, nemlich Pierre Jean, den großen und kleinen Merliton, und die andern, samt Herrn von Cajares drei Dienern. Aber es scheinen so viele zu seyn, daß es am Besten wäre, die Bogenschützen vom Thore herbeizurufen und bis zu ihrer Ankunft die Andern in die Runde herumzustellen. Wir haben sie im Netz und dürfen Keinen entschlüpfen lassen."

„O wir haben Leute genug, gnädiger Herr, genug ohne die Bogenschützen," sagte der Mann, genannt Paul.

„Gut," sagte Pierre Morin, „aber ich brauche fünf bis sechse zur Haussuchung. Ich kann nicht die ganze Nacht hier wachen, bis Ihr die Bursche aus dem Gebüsch gezogen. Ich habe mich in Marais zu erkundigen nach dem Vergiftungsfalle, und einen Fälscher zu verhören vor Schlafengehen. Ihr wißt, der General-Polizeilieutenant ist übel auf, so liegt Alles auf mir."

Im Augenblicke eilte Einer davon, den Rest der Polizeimannschaft vom Thore abzuholen, und mittlerweile wendete sich Ernst, um das Schicksal seiner beiden Begleiter besorgt, an den Commissär mit den

Worten: Es sind meine Diener, Herr Morin, ich hoffe sie werden nicht zurückgehalten."

„Gewiß nicht, gewiß nicht," erwiederte Morin, „sie mögen abziehen, — oder halt, es wäre besser, ihr drei folgtet mir ins Haus, so ist jede Irrung vermieden. Ich weiß, ich kann mich auf Sie verlassen, Herr von Nogent, Sie stehen mir im Nothfall bei. Es mögen noch ein halb Dutzend Schufte im Schloß stecken, wie ich höre."

„Ich begleite Sie aufs Bereitwilligste," sagte Ernst in einem Tone, der an seinem Eifer nicht zweifeln ließ.

Aber Pierre Morin wich nicht vom Platze, bis er sämmtliche Bogenschützen um sich sah. Dann nahm er zwei der Gefreiten mit, und gieng langsam mit Ernst und dessen beiden Dienern nach dem Schlosse, zuweilen anhaltend und sich umsehend, als suche er sich zu überzeugen, ob nicht noch da oder dort einer versteckt sey.

„Dort seh' ich einen Schatten," sagte er zu einem der Seinen, auf eine Stelle deutend: „eilt hinab und seht, was es ist. Wir sollten eine Fackel haben," setzte er gegen einen Andern hinzu. „Lauft nach der dort, die am Boden liegt." — Kaum hatten sich die beiden Diener entfernt, so flüsterte er Ernsten zu: „Seyn Sie unbesorgt;" und während er und Ernst deren Wiederkehr abwarteten, meinte Ernst Wagengerassel zu hören. „Ich wundere mich," sagte Pierre, aufs Schloß zugehend, „wer zu so später Stunde auf

der Straße seyn mag? Sie können sich denken, Herr von Nogent, wir Polizeicommissäre möchten Alles gerne wissen, was wir sehen und hören." Damit blieb er eine Minute stehen — setzte dann seinen Weg fort — blieb wieder stehen und schien zu horchen, indem er dem Gefreiten, der gerade herbeikam, sagte: „Hört Ihr nicht auch einen Wagen fahren?"

„Vor einer Minute, ja," erwiederte Jener, „aber er ist vorüber. Soll ich Jemand nachschicken?"

„Nein," war die Antwort, „es wäre nutzlos. „Hat er einmal soviel voraus, ließe er sich kaum mehr einholen. Morgen erfahr' ich's, denn Michael Brun und Angelo sind auf der Straße, die geben uns Auskunft."

Nun setzten sie sich nochmals in Bewegung, und ein paar Minuten später standen sie unter dem jonischen Porticus, wo ein dritter Gefreiter ihrer harrte. Morin erhob die Hand zum Zeichen des Schweigens, ergriff dann vorsichtig die große gewichtige Klinke, die sich damals fast an allen Schloßthoren Frankreichs befand, und trat, ohne Schwierigkeit öffnend, ins Haus. Ein gellendes Gelächter war das Erste, was zu ihren Ohren drang, dann scherzhafte, besser gesagt unzüchtige Worte mit andern Zeichen ausgelassener Lust, endlich Gläserklang auf ausgebrachte Gesundheit, mit einem wüsten Libertinerliede endend. Morin stand und horchte, seine Begleiter mit der Hand zurückhaltend. Am Schlusse der ersten Strophe flüsterte er einem der Gefreiten ein paar Worte zu, worauf dieser, eine Pistole hervorziehend sich der Thüre näherte, von wo der Lärm kam.

Die lustige Gesellschaft war entweder dermaßen voll Weins, oder noch in die Flasche vertieft, daß sie auf die übrigen Vorgänge im Hause nicht im Geringsten achtete, und der Gefreite konnte sich unbemerkt durch die halboffene Thüre einschleichen. Bald darauf kehrte er zurück mit der Meldung, die Gesellschaft drinnen bestehe aus zwei Männern und drei bis vier Frauenspersonen.

„Ihr zwei bleibt hier unten," sagte Pierre Morin, den zweiten Gefreiten vom Portal zu sich winkend, „Ihr zwei bleibt hier mit einem von Herrn von Nogents Dienern, Sie aber, Herr von Nogent, folgen mir mit den beiden Andern. Im Nothfall darf es uns nicht an Beistand fehlen, das ist unerläßlich, wir wissen nicht, wie Viele droben sind."

Dann flüsterte er dem ersten Gefreiten ein paar Worte zu, und stieg die Treppe hinauf, mittelst deren, wie wir gesehen, der Baron Annettens Zimmer erreicht hatte. Nachdem er an jedes Ende des Corridors einen Mann postirt, untersuchte er auf seinem Wege jedes Gemach, damit ja Niemand entwischen könne. So gieng er in Ernsts Begleitung, dessen Herz ahnungsvoll pochte, von Gemach zu Gemach, bis er zu einer offenen Thüre am Ende des Corridors gelangte. Es war die letzte auf dieser Seite, und Morin sagte laut: „Wir müssen jedenfalls hier Jemand finden, das Haus kann nicht leer seyn."

Und doch war es leer, denn in keinem der obern Zimmer war von Annetten oder ihren Begleitern eine

Spur zu sehen. Pierre Morin suchte nochmals das ganze Haus durch, von Thüre zu Thüre, von Zimmer zu Zimmer, aber alles vergeblich. Ebenso nutzlos erwies es sich, als er die Leute im Erdgeschoß aus ihrem trunkenen Jubel riß und nach dem Fräulein fragte, die diesen Morgen hergebracht worden. Entweder konnten oder wollten sie nicht die geringste Auskunft geben, und Ernst starrte entsetzt dem Commissär ins Gesicht, augenblicklich von tausend Vermuthungen geängstigt, zu denen wenig oder gar kein Grund vorhanden war.

Seinerseits blieb Morin am Fuße der Treppe stehen, er ließ nochmals durch die Gefreiten das Oberste im ganzen Hause zu Unterst kehren, fragte wiederholt Männer und Weiber aus, und verschonte selbst Höfe und andere Nebentheile des Hauses nicht mit seiner Spähe. Aber Alles erwies sich fruchtlos, und zuletzt, nachdem er die lustige Gesellschaft der Sorge seiner Leute anempfohlen, begab er sich langsam nach der Stelle zurück, die den Kampf zwischen Ernst und dem Baron bezeugt hatte.

Auf dem Wege schien ihn die Besorgniß anzuwandeln, die Gefangenen möchten den Gefreiten überlegen seyn, deßhalb schickte er Ernsts Begleiter zur Verstärkung ab. Als sich Letztere entfernt hatten, begann er leise aber deutlich: „Seyen Sie ohne Sorgen, Herr von Nogent, sicher hat das Fräulein in der Verwirrung Gelegenheit zur Flucht gefunden. Ich weiß wirklich nicht, ob es das Beste für sie gewesen wäre, Versailles zu erreichen."

„Das Schlimmste, gewiß das Schlimmste, was ihr begegnen konnte!" sagte Ernst.

„Nun, da brauchen wir uns nicht sonderlich zu grämen über ihre Entweichung," erwiederte Pierre Morin. „Aber der König wird es übel aufnehmen, und Sie haben wohl die Güte, und behalten meine Aeußerung für sich."

Ernst sagte es zu, und ein gewisses Etwas in Morins Stimme veranlaßte ihn zu der Frage: „Wollen Sie nicht mehr sagen?"

„Ich weiß weiter nichts," versetzte Morin etwas kalt. „Wissen Sie von Ihrer Seite mehr, so bitte ich um gefällige Mittheilung. Ich kann Sie versichern, des Königs Unwille über den ganzen Handel macht mir bange."

Er sprach so ruhig und entschieden, daß Ernsts Verwirrung aufs Aeußerste stieg, doch wagte dieser noch eine Frage: „Können Sie mir wenigstens etwas Tröstliches sagen für Herrn von Castelneau? Sie können sich seine Unruhe vorstellen."

„Nicht das Geringste, lieber junger Herr," erwiederte Morin. „Was ich Ihnen, muß ich auch Ihm sagen, ich weiß weiter nichts, als daß ich vermuthe, Fräulein von St. Morin ist entwischt, und in diesem Fall wird der Graf gewiß bald von ihr hören. Vorläufig möchte Nichtwissen für uns Alle das Beste seyn, denn wir werden strenge verhört werden, darüber ist kein Zweifel. Ich für meinen Theil bin froh, daß ich

in Wahrheit sagen kann, ich hätte mein Bestes gethan, das Fräulein zu finden, aber ohne Erfolg."

Dieser Versicherungen ungeachtet konnte sich Ernst des Gedankens nicht erwehren, der Commissär wisse mehr von der Sache, als er zu gestehen für gut fand. Da er aber die Unmöglichkeit sah, mehr von ihm herauszubringen, so fragte er nur noch, indem sie sich der Stelle näherten, wo die Polizeidiener mit den Gefangenen hielten: „Ich darf mich also als frei betrachten, Herr Morin?"

„Gewiß," erwiederte Dieser, „im Gegentheil muß ich mich entschuldigen, Sie so lange in Anspruch genommen zu haben; aber es geschah, mich Ihres Beistands zu versichern, nicht Sie zurückzuhalten, davon dürfen Sie überzeugt seyn. Sind das hier Ihre Pferde? Ein hübsches Thier, Herr von Nogent."

Ernst war nicht in der Laune, die Verdienste eines Pferdes des Näheren zu erörtern. Als daher die andern Gefangenen herbeigebracht wurden, und Morin keines weitern Beistands zu bedürfen erklärte, schwang sich der junge Offizier in den Sattel, und jagte mit verhängtem Zügel Paris zu.

Aber die Müdigkeit des Pferdes erlaubte ihm nicht, die Hauptstadt zu erreichen, er mußte an einem Orte einkehren, wo kein Tausch zu treffen war, und so blieb ihm nichts übrig, als hier den Morgen zu erwarten, obwohl wir überzeugt seyn dürfen, daß er in diesen letzten trägen Stunden der Nacht kein Auge schloß. Mit Tagesanbruch setzte er seine Reise fort, nicht ganz

mit sich einig, ob es nicht gerathener wäre, zuerst nach Versailles zu eilen; aber da ihn ein Besuch beim Grafen nicht über eine halbe Stunde verzögern konnte, selbst wenn dieser noch nicht zurückgekommen war, so schlug er den Seitenweg ein, und jagte auf die Ecke der Straße St. Jacques zu. Hier fand er Alles in solchem Zustande vollkommenen Friedens und tiefer Ruhe, daß sich ihm der Contrast mit den Gefühlen seines eigenen Herzens aufs Lebendigste darstellen mußte. Er fragte nach dem Grafen, und bekam zur Antwort, daß er auf und gerade beim Frühstück sey. Beim Eintritt fand er ihn an der Tafel, mit gespannter Miene im Lesen eines Billets vertieft.

„Ah, Herr von Nogent!" rief der Graf beim ersten Blick auf den jungen Mann, „können Sie mir über die Bedeutung dieser Zeilen Aufschluß geben? So klar diese Worte, beunruhigen sie mich dennoch lebhaft," und damit bot er Ernsten das Papier. Es waren wenige Zeilen, von schöner weiblicher Hand geschrieben, des Inhalts:

„Lieber Vater und Beschützer, ich darf Ihnen diese Zeilen schreiben zur Beruhigung, denn ich bin wohl, in Sicherheit, und frei von aller Gefahr und Sorge. Ich thue es, falls andere Nachrichten Sie erreichen und beunruhigen sollten, denn ich bin einer großen und schrecklichen Gefahr entkommen, wohl größer, als ich mir klar bewußt seyn mag. Ich hoffe, Sie kommen in Bälde nach Castelneau zurück. Ihre Annette."

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Wir eilen nach Versailles, in den Palast, und treten in das Privat-Cabinet Ludwig des Fünfzehnten, wo wir eine Gesellschaft finden, die fast sämmtliche Hauptacteure der letzten Scene unseres Drama vereinigte. Wir sagen „fast," denn es fehlten allerdings einige bedeutende Individuen, und unter diesen eines der wichtigsten, — Pierre Morin. Dagegen waren anwesend: der Herzog von Choiseul, der Graf von Castelneau, Ernst von Nogent, der Baron Cajare und Ludwig selbst, und wir werden zu beobachten Gelegenheit haben, daß unter den vorwaltenden Umständen manche dieser Charaktere sich ganz anders benahmen, als wir nach ihrem bisherigen Betragen vorauszusetzen geneigt seyn möchten. Man mache uns deßhalb nicht den Vorwurf unnatürlicher Schilderung, denn im gewöhnlichen Weltverkehr fügt sich der Mensch mehr oder weniger dem Einflusse spezieller Vorurtheile oder conventioneller Gesellschaftsregeln, und nur dann, wann ein leidenschaftlicher Ausbruch die Barriere niederwirft, oder wenn Nachläßigkeit einzelne kleine Züge zum Vorschein kommen läßt, mögen wir den wahren Charakter derer, mit denen wir in Berührung kommen, erkennen.

Der König saß da mit zornglühendem Antlitz, seiner gewöhnlichen Ruhe und der ihm zu eigen gewordenen Majestät völlig uneingedenk, ja sein ganzes Benehmen im Hören, Fragen und Antworten war eines

großen Herrschers so gar nicht würdig, daß der Anblick für den wahren Freund königlichen Ansehens nicht anders als sehr peinlich seyn mußte. Auch der Baron hatte die ruhig graziöse Miene der Behaglichkeit, seine gewöhnliche Maske, abgelegt, und war nun der Ungestüm, die Heftigkeit, die Wuth selbst, während Ernst, auch dießmal sein vollendetes Gegenstück, sich still, besonnen, anständig, fast strenge benahm. Nicht so der Herzog von Choiseul; augenscheinlich war er erhitzt und gereizt, und behandelte den Monarchen minder rücksichtsvoll als sich mit der königlichen Würde vertragen mochte.

„Nun, mein Herr, nun," sagte der Konig zu Ernst, „heraus mit der Sprache, wie konnten Sie sich vorgestern Nacht in den Michyer Park wagen, wie dieß wirklich nach Herrn von Cazares Aussage der Fall war."

„Ich wußte nicht, Sire," erwiederte Ernst, mit der ruhigen Festigkeit, deren wir bereits erwähnt, „daß Michy oder sein Park Allerhöchst Ihnen gehören, auch werden Euer Majestät der Ursache meines dortigen Erscheinens gewiß volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Es war mir zu Ohren gekommen, daß eine junge Dame, deren mein Vater für ihre Güte und Aufmerksamkeit während seines Krankenlagers und meiner Entfernung von Hause zu großem Danke verpflichtet, durch ein niederträchtiges Bubenstück, das Werk der verworfensten Rotte, aus ihrer Heimath gelockt und in die Nähe von Paris gebracht worden. Die Entführer entblödeten sich nicht, sich für Agenten der königlichen

Polizei auszugeben, während sie doch in der That die niedrigste Classe der frechen, abscheulichen Schurken bilden, die sich in Paris, wie in jeder andern großen Hauptstadt umtreiben."

Während dieser Rede hatte die königliche Gesichtsfarbe zu wiederholtenmalen gewechselt, bald stand sie auf dem Maximum der Röthe, bald auf dem der Bläſſe, aber Ernst ließ sich dadurch nicht irre machen, obwohl er den Farbenwechsel eher auf Rechnung des Zorns als der Scham zu setzen seine guten Gründe hatte.

„Und wer, mein Herr, bestellte Sie zum Wächter über Recht und Unrecht?" fragte der König heftig. „Wer erlaubte Ihnen, dergleichen Leute aufzusuchen und zu verhaften? Wo ist das Mandat von unserer Hand, das Sie hiezu berechtigte?"

„Sire," erwiederte Ernst ruhig, „ich suchte die Leute nicht auf, um sie zu verhaften, das war nicht meine Sache, ich suchte einzig eine ungerechter, scandalöser Weise wider ihren Willen zurückgehaltene Dame zu befreien, welcher wir Beide, mein Vater und ich, zu großem Danke verpflichtet sind. Ich gestehe, meine Handlungsweise hatte mit Gründen des öffentlichen Wohls nichts zu thun. Zwar konnte ich der unzweifelhaften Ansicht seyn, daß dergleichen Gewaltthaten, unter denen die Ehre Eurer Majestät Regierung nothwendig mehr oder weniger leiden muß, nach Kräften zu steuern, zu den Pflichten jedes getreuen Unterthanen gehöre, inzwischen lag einzig ein gerechter, ehrenhafter

Freundschaftsbeweis meiner Absicht zu Grunde, und dazu bedurfte ich keiner Vollmacht, Sire, von welcher Seite sie gekommen wäre."

Schwer ists zu sagen, wie des Königs Antwort auf die kühne Sprache ausgefallen seyn würde, aber gewiß, daß sich der Herzog von Choiseul ins Mittel schlug. Letzterer hatte dabei nichts weniger als die Absicht, seinen Neffen irgend in die gebührenden Schranken zu weisen, im Gegentheil, er wollte den Nachdruck seiner Worte noch verstärken.

„Euer Majestät kann unmöglich verkennen," sagte er, „daß Ernst, ganz abgesehen von jedem Gefühl persönlicher Freundschaft, nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht hatte, also zu handeln. Er mußte sich ins Mittel schlagen, und nöthigenfalls sogar mit Waffengewalt einer illegalen Handlung vorbeugen, die Euer Majestät Ehre und den Gesetzen des Landes gleich sehr zuwider, vor seinen Augen begangen werden sollte. Das schreiben die Gesetze vor, Sire! das Ihre eigenen Ordonnanzen, Sire! Eure Majestät hätte ihn strafen können, nein, sicherlich würden ihn Euer Majestät gestraft haben, hätte er in dieser Beziehung irgend seine Pflicht versäumt. Eure Majestät sind entrüstet, weil er in Dero königliches Besitzthum zu Michy eindrang, allein er hat sich, dünkt mich, genügend ausgewiesen, daß seiner Handlungsweise keinerlei Mißachtung zu Grunde lag, da er, wie wohl die Meisten, von dem käuflichen Erwerb des Guts durch Euer Majestät nichts wußte. — Für künftige

Fälle will ich Sorge tragen, daß die Thatsache allgemein bekannt wird. — Dürfte es nicht zweckdienlich seyn, dem Direktor der Domänen die Aufstellung eines besondern Wahrzeichens zu diesem Ende anzubefehlen? Mittlerweile werden Euer Majestät, wie ich nicht zweifle, meinem Neffen nicht allein das Eindringen in den Park zu guthalten, sondern ihm noch überdieß Dank wissen und die gebührende Belohnung zukommen lassen für seine wirksame Thätigkeit zu Befreiung eines Höchst Ihrer getreuen Unterthanen aus den Händen der bübischen Rotte. Ohne Zweifel hatten die Schurken bei dieser Entführung des Fräuleins auf eine Domäne Euer Majestät die Absicht, Allerhöchst Dero Ehre und Charakter einen unauslöschlichen Flecken anzuhängen."

Der König schwieg, sah zu Boden und biß sich in die Lippe, und der Herzog, der nun so weit gegangen, als er für passend hielt, schwieg gleichfalls, damit seine Worte gehörig wirken könnten.

Baron Cajare aber mochte das Schweigen nicht ungebrochen lassen, als sich der König zu keiner Antwort anschickte, rief er heftig aus: „Was Euer Majestät zum Schutz für Dero Ehre thun werden, weiß ich zwar nicht, hoffe aber, Sie werden mir erlauben, die meine auf dem einzig möglichen Wege zu vertheidigen."

„Mein Herr," erwiederte Ludwig heftig, „ich sehe meine Ehre überall nicht betheiligt; ich hoffe, Sie wagen in dieser Beziehung keinerlei Behauptung."

„Bewahre, Sire," sagte der Baron mit übermüthigem Lächeln, „habe ich doch für Euer Majestät Ehre so viele Rücksicht als für meine eigene, deßwegen möcht' ich mir unterthänigst die Erlaubniß erbitten, beide auf einmal an diesem guten Herrn rächen zu dürfen, der mich durch mehrfache Acte in Euer Majestät Park insultirte, Höchst Sie aber schon durch seine Gegenwart daselbst."

Ludwig schwieg eine Weile, wie es schien in Verlegenheit über einen Entschluß; indeß war noch nicht jede gute Gesinnung, jedes Gefühl von Gerechtigkeit in seinem Innern erstorben, und er versetzte zuletzt: „Schweigt, Herr, Ihr seyd unverschämt. Nehmt Euch wohl in Acht, daß Euer eigen Betragen nicht einer strengern Prüfung unterworfen werde."

„Ich bitte mir zu Gnaden zu halten," erwiederte der Baron im Tone spöttischer Demuth, „für mein Betragen kann ich einen Rechtfertigungsgrund anführen, der, wie ich denke, meine Lossprechung vor jedem Gerichtshofe Europas zur Folge haben würde, aber wenn es immer möglich, möcht' ich ihn nicht nennen."

Während seiner Rede hielt er die Augen fest auf den König gerichtet, welcher augenblicklich mit schwer gerunzelter Stirne erwiederte: „Nehmen Sie sich wohl in Acht, mein Herr! – Wohlan, Herr von Nogent," fuhr er, zu Ernst gewendet fort, „wie kamen Sie zu all den vortrefflichen Nachrichten, aus welcher Quelle floßen sie Ihnen zu?"

„Vorzüglich durch meinen Vater, Sire," erwie-

derte Ernst. „Er war zu Castelneau, als man das Fräulein durch einen untergeschobenen Brief aus ihrer Heimath lockte. Von ihm erfuhr ich den größern Theil der Begegnisse, die ich so eben Euer Majestät mitgetheilt, und die mich zu meinem Handeln veranlaßten.“

Ludwig wurde nachgerade gewahr, nicht sowohl aus dem, was Ernst berührt hatte, als aus den Worten des Barons von Cajare, daß er den Vorgängen nicht tiefer nachspüren konnte, ohne geradezu seine eigene Betheiligung einzugestehen. Hätte sich letztere mit Erfolg gekrönt gesehen, so würde er ohne Anstand mit der Sprache herausgerückt seyn, allein unter den vorliegenden Umständen fühlte er sich nicht geneigt, den ganzen Handel auf seine Rechnung zu nehmen. Er stockte nnd zögerte, keineswegs in der Absicht, die Sache ruhen zu lassen, — denn, die Wahrheit zu sagen, Widerstand und Vereitelung hatten, wie dieß gewöhnlich der Fall, sein Verlangen nur um so höher gesteigert — dagegen wollte er den zunächst einzuschlagenden Weg reiflicher überlegen, um etwaige unvermuthete Hindernisse im Voraus zu beseitigen.

„Ihre Erklärung, mein Herr,“ begann er gegen Ernst, „ist gewissermaßen befriedigend. Natürlich ist Ihnen der derzeitige Aufenthalt der jungen Dame nicht bekannt, denn aus dem Berichte meines Polizeilieutenants geht hervor, daß im Schlosse, wo seine Agenten nachsuchten, nichts von ihr zu sehen war.“

„Ich war die ganze Zeit über denselben zur Seite,

wenn Euer Majestät zu Gnaden halten," erwiederte Ernst. „Ich entfernte mich keinen Augenblick; das Haus wurde auf die scrupulöseste Weise durchsucht, ohne daß sich die geringste Spur ergab, wo das Fräulein hingekommen wäre. Fast wäre ich auf die Versuchung gerathen, sie möge gar nie dagewesen seyn, hätten nicht die Leute im Hause das Gegentheil anerkannt. Ueberdieß sagten sie, es sey Niemand hinaufgekommen, als der Baron von Casare, so daß sie ihre Flucht bewerkstelligt haben muß, während des Zeitraums, da er mich im Park angriff."

Ernsts Worte brachten eine mit seiner Absicht im vollsten Widerspruch stehende Wirkung hervor. Er hatte nicht den geringsten Verdacht, daß der Baron um Annettens gegenwärtigen Aufenthalt wissen, oder wohl gar Theil an ihrem Entweichen haben könne, auch ließ er sich nicht einfallen, das Mißtrauen des Königs in dieser Richtung rege machen zu wollen.

Ludwig aber legte seinen Worten augenblicklich diesen Sinn unter und fragte: „Und ist sie wirklich entwischt, Herr von Nogent? ist sie entwischt? das ist und bleibt die Frage. — Somit war Herr von Casare der Letzte, der sie gesehen? Nun so ists an Ihnen, mein Herr, uns Aufschluß zu geben," fuhr er gegen den Baron sich wendend, fort.

„Sire, Sie thun mir Unrecht," sagte dieser, „ich sah sie allerdings, aber nur in der Absicht, meine Ordre zu vollziehen."

„Stille, mein Herr!" rief der König, „stille!

Kein Wort von Ihnen, das sich nicht auf Beantwortung meiner Fragen bezieht. Herr von Nogent, fragen Sie den Pagen an der Thüre, ob der weitere Bericht, den ich vom Polizeilieutenant verlangt, noch nicht eingelaufen. Herr Graf," fuhr der König, während Ernst auf einen Augenblick abtrat, zu Castelneau sich wendend, fort: „Sie haben die Güte und äußern sich, ob Ihnen der Aufenthalt des Fräuleins irgend bekannt? Sie sehen, eine ernste Anklage ruht auf Herrn von Cajare, und ich erwarte eine bestimmte, unzweideutige Antwort."

„Ganz bestimmt und unzweideutig," erwiederte der Graf ruhig, „ich habe nicht die entfernteste Kunde, nicht den leisesten Verdacht, wo Fräulein von St. Morin sich befindet, oder was aus ihr geworden ist."

„Das muß ich sagen, sehr sonderbar," erwiederte der König, „und wie ich schon bemerkte, ich werde mich an Baron von Cajare halten, um weitere Aufklärung."

„In Wahrheit, Sire," entgegnete dieser, „Euer Majestät getreueste Diener kommen am übelsten weg."

„Sie hören, Herr von Choiseul," sagte der König.

„Allerdings, Sire," versetzte der Herzog, „und ich glaube Euer Majestät Absichten zu verstehen."

„Halt!" sagte der König, „halt! Vielleicht läßt sich Jemand auftreiben, der den Ausschlag geben mag hinsichtlich des auf diesem Herrn ruhenden Verdachts." Indem er noch sprach, trat Ernst wieder ein, mit einem Paket in der Hand, das er dem Könige über-

reichte. Letzterer riß hastig die Siegel ab, und überlief den Inhalt mit den Augen. Dabei legte sich seine Stirne in schwere Falten, und er las laut wie folgt: Aussage des Pierre Jean, abgelegt im königlichen Gefängnisse des Châtelet heute den 24. Sept. 17 . . „genannter Pierre Jean habe den Baron von Cajare begleitet ꝛc. — Genannter Pierre Jean sey dem Baron leise gefolgt, als dieser die Treppe hinaufstieg zum Zimmer des Fräulein von St. Morin. Oben angelangt habe er sich durch den hintern Corridor an die andere Zimmerthüre geschlichen, aufmerksam auf das Gespräch gelauscht, und deutlich mit angehört, wie besagter Baron zu dem Fräulein sagte, er sey einzig in der Absicht gekommen, sie aus den Händen zu befreien, in die sie gefallen.“

„Ich denke, das ist genug,“ sagte der König. „Rufen Sie den Pagen, Herr von Nogent — man beordere augenblicklich eine Wache. Herr Baron, wenn Sie sich dazu verstehen können uns in einem Privatschreiben den Aufenthalt des Fräuleins mitzutheilen, so soll Ihre Sache in geneigte Erwägung gezogen werden. Keine Widerrede, mein Herr, Sie begeben sich ins Vorzimmer und warten daselbst, bis Herr v. Choiseul einen Befehl zu Ihrer Unterkunft in der Bastille niedergeschrieben.“

Der Baron zog sich mit einer Verbeugung zurück, und obgleich er keine Seele im Vorzimmer fand, machte er doch nicht den geringsten Versuch zur Flucht. Denn so groß war dazumal der Eindruck, der sich in

Frankreich mit der Idee der königlichen Gewalt verband, daß ein solcher Ausspruch von den königlichen Lippen alle Geistesfähigkeiten zu paralisiren schien, die sich sonst in Entweichungs-Versuchen wirksam erwiesen haben würden.

Zwar war das Gewicht des königlichen Zorns — vielleicht etwas geschärft durch die Furcht, der Emissär könnte Geheimnisse preisgeben — auf den Baron gefallen, deßwegen hatte sich aber keiner der Anwesenden der besondern Gunst Ludwigs zu erfreuen. Selbst der Herzog von Choiseul, im Besitze der königlichen Neigung, wenn diese jemals Einem zu Theil geworden, hatte dem Könige schweren Anlaß zum Unwillen gegeben, der wirklich auch in spätern Tagen nicht vergessen blieb, als noch andere Gründe zum Mißfallen zwischen dem König und seinem Lieblings-Minister eine Scheidung bewirkten.

Die nächsten Paar Minuten nach des Barons Entfernung sah Ludwig fortwährend mit verbissener todtblasser Lippe zu Boden, während der Herzog, auf eines der Kissen niedergekniet, die Lettre de Cachet ausfertigte. Nach Vollendung, Unterzeichnung und Gegenzeichnung des Documents, erhob sich Ludwig und sagte zu dem Grafen: „ich gebe Ihnen den heutigen Tag zu Ordnung Ihrer Angelegenheiten in Paris, mein Herr; dann kehren Sie unverweilt nach Versailles zurück und entfernen sich ohne meine besondere Erlaubniß nicht über fünf Meilen von hier. — Herr von Nogent, Sie erhielten Urlaub zu einem Besuch

bei Ihrem Vater, es möchte räthlich seyn, Sie träten alsbald Ihre Reise nach Quercy an. Herr von Choiseul, mit Ihnen habe ich noch mehr zu sprechen unter vier Augen, über wichtigere Angelegenheiten."

Nun verbeugte er sich und der Graf und sein junger Freund zogen sich zurück.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Wir kehren zu einem Wesen zurück, das, im Besitze unserer vollen Neigung, fast zu lange von uns vernachlässigt wurde. Wir belauschten die Gefühle, womit Annette den Baron jenem Manne rufen hörte, der sich zum Hauptwerkzeuge hergegeben, sie in ihre peinliche schwierige Lage zu versetzen. Es ist eine gewöhnliche Bemerkung, daß Muth zuweilen aus Verzweiflung entspringt, dießmal wenigstens bewährte sie sich bei Annetten. Hatte sie sich bisher zu dem Gedanken nicht erheben können, mit ihren unzureichenden geistigen Hülfsmitteln einer wachsamen, thätigen Gewalt durch die Flucht zu entgehen, so betrachtete sie nun das Gelingen eines derartigen Versuchs nicht nur für äußerst wünschenswerth, sondern sogar für möglich. Die Ueberzeugung des gespielten Betrugs und das Vertrauen auf den Schutz und Beistand der wirklichen Polizei, wenn sie sich nur einmal den Händen der Frevler entwunden, brachten den Entschluß zur Reife. Allein raschen Handelns, unter unvorgesehenen Ver-

hältnissen ungewohnt, von Niemanden geleitet als ihrem natürlichen gesunden Verstande, ohne alle Kenntniß der Oertlichkeit, mußte sie natürlich mit Schrecken und Bestürzung vor dem Gedanken zurückbeben, sich ganz allein und ohne Schutz in eine Welt zu wagen, wo ihrer Einbildungskraft alles fremd und furchtbar vorkam.

„Donnine," sagte sie, „wir müssen zu entkommen suchen, der Mann täuscht uns, wir können ihm unmöglich vertrauen. Könnten wir nur nach Paris kommen, und meines Pflegvaters Wohnung finden, so wären wir geborgen."

„Natürlich," sagte Donnine, „natürlich wären wir dort in Sicherheit, aber wissen Sie denn, wo wir sind, liebes Fräulein und kennen Sie den Weg nach Paris?"

Annette schwieg und dachte nach, und schlug dann wie in Verzweiflung die Hände zusammen. Endlich sagte sie: „Gute Donnine, raffe von kleinen Gegenständen zusammen, was sich mitnehmen läßt. Nach allem, was ich hier sehen und hören mußte, bin ich überzeugt, es ist besser die ganze Nacht unter freiem Himmel herumzuirren, als an diesem Orte zu bleiben. Spute dich, Donnine, spute dich gute Donnine, sonst kommen sie zurück, ehe wir unsere Flucht auszuführen vermögen. Horch! unten Stimmen," und damit flog sie ans Fenster und sah hinaus. Es war ein Menschenhaufen mit Fackeln, der aus dem Thorwege auf die

kleine Terrasse vor dem Schlosse trat, und Annette wiederholte:

„Rasch, liebe Donnine, rasch, sie suchen die Leute auf, die, wie er sagte, im Parke lauern. Vielleicht entkommen wir während sie mit jenen zu thun haben.“

Ein ungläubiges Kopfschütteln war Donninens Antwort, inzwischen gehorchte sie und mit Hülfe von Annettens Mädchen und dem alten Diener Joachim war bald alles gesammelt, was bei ihrer Ankunft aus dem Wagen heraufgebracht worden war. Annette half gleichfalls nach Kräften, und eben wollte sie die nöthigsten Gegenstände auslesen, als eine plötzliche Bewegung der Thürklinke sie aufschreckte, und sie mit Angst und Schrecken nach jener Seite sah.

Der Anblick, der ihr zu Theil wurde, war nicht geeignet, sie von ihrer Bestürzung zurückzubringen, denn eine Dame im Gewande der Trauer trat raschen Schritts mit ängstlich bewegten Zügen ein. Annette meinte zwar auf den ersten Blick das Gesicht schon sonstwo gesehen zu haben, wußte sich aber über das wo, wann und wie nicht zu besinnen. Aber plötzlich stellte sich wie durch einen Zauberschlag die Parthie im Walde bei Castelneau mit der kleinen Quelle und dem Kreuze und der sonderbare Auftritt mit jener Dame ihrem geistigen Auge dar, und ein Strahl der Hoffnung leuchtete ihr aus der Vergangenheit herüber, als sie die Gewißheit hatte, daß dasselbe Wesen hier vor ihr stehe.

Wie gesagt trat die Dame rasch auf Annetten zu,

schlug wie damals die Arme um sie, und drückte sie mit Thränen in den Augen ans Herz. Aber diese Regung augenblicklich bemeisternd, rief sie: „Schnell, geliebtes Kind! ich komme zu deiner Befreiung, Annette! Kein Augenblick ist zu verlieren, denn wir haben nicht über fünf Minuten zu verfügen. Nimm das wesentlich Nöthige, und laß alles Uebrige zurück. Besser in diesem Augenblick jeden andern Verlust, als Zeitverlust.

Mit diesen Worten warf sie einen flüchtigen Blick auf das Gepäck, ohne Annettens Hand loszulassen, vielmehr zog sie diese sanft der Thüre zu. Donnine sah zu der Dame empor mit einem fragenden Blicke, dem eine tiefe Verbeugung folgte, und sagte: „Was soll ich mitnehmen, Madame?"

„Nur das wesentlich Nöthige, und sonst nichts," erwiederte die Dame in Eile. „Komm, liebes Kind! kommt alle, und zwar in möglichster Stille." Donnine griff hastig einige Bündel auf, die, wie gewöhnlich bei solchen Anläßen nichts weniger als das Nöthige enthielten, während Annette der Dame ins nächste Gemach folgte, wohin sich auch die Dienerschaft, eines hinter dem andern, in Bewegung setzte. Im Vorzimmer hielt die Dame eine Minute an, um nochmals die tiefste Stille und engstes Anschließen der ganzen Gesellschaft einzuschärfen. Dann wendete sie sich mit Umgehung des Ausgangs nach dem großen Corridor einer kleinen Thüre zu, die Annette und ihre Dienerschaft früher ganz außer Acht gelassen hatten.

Die Dame öffnete vorsichtig und sah hinaus, und

Annette gewahrte eine kleine Nebentreppe, augenscheinlich für das Ab- und Zugehen der Dienerschaft bestimmt. Da war keine Lampe oder sonstiges Beleuchtungsmittel zu sehen, nur ein schwaches Licht drang von unten herauf, und die Dame, übers Geländer sich lehnend, flüsterte leise: „Seyd ihr da, Gaultier?"

„Ja, Madame," ließ sich eine Stimme von unten vernehmen, und die Dame streckte Annetten die Hand entgegen mit den Worten: „So komm' Annette, komm."

Sie fühlte Annettens Hand in der ihrigen zittern, augenscheinlich die Wirkung der Angst und Gemüthsbewegung, und fügte in demselben leisen Tone bei: „Sey unbesorgt, liebes Kind, es ist kaum möglich, daß man uns anhält. Wir haben einen tüchtigen Rückhalt, und diejenigen zu Freunden, deren Freundschaft sich wirksam erweisen kann."

Annette versicherte, daß sie sich nicht fürchte, und so war es, denn ihr Gefühl konnte man nicht gerade Furcht nennen. Allerdings war sie äußerst aufgeregt, aber mehr aus einer freudigen als peinlichen Empfindung, der Empfindung neubelebter Hoffnung und Erwartung, die allerdings in ihren Wirkungen, dem Herzklopfen, dem Zittern an allen Gliedern, mit den Symptomen der Furcht übereinstimmt.

Schnell eilte sie, ihrer schönen Führerin sich anschmiegend, die Treppe hinab, während die Dienstboten, bei jedem Schritte mit Blicken der Furcht und Verwunderung um sich schauend, nicht zurückblieben. Augenscheinlich war der seltsame Gast ihrer Gebieterin

nicht ganz unbekannt, das sahen sie wohl, und die Zofe, gewohnt den Blicken Madame Donninens kaum mindere Aufmerksamkeit zu schenken, als denen der Gebieterin selbst, meinte einen Zug des Einverständnisses in der Miene der guten Haushälterin zu erspähen, und gerne hätte sie die Hälfte ihrer Habe darum gegeben, dem Geheimniß auf den Grund zu kommen.

Alles war still und einsam, bis sie zur zweiten Stufenreihe gelangten. Hier aber stand ein vollbewaffneter Mann als Schildwache, mit einer Lampe in der Hand, die er übers Haupt empor hielt, um den Herabkommenden besser zu leuchten. Am Fuße der Treppe angelangt, hatten sie einen langen finstern Gang vor sich, der sich zur Rechten und Linken ausdehnte. In letzterer Richtung schien er mit einer Thüre zu enden, vor der gleichfalls ein Bewaffneter hielt, der unbeweglich den Ankömmlingen entgegensah. Die Dame winkte ihm herbei, sobald ihr Fuß den ebenen Boden berührte, und flüsterte ihm einige unhörbare Worte zu, worauf er etwas lauter erwiederte: „sie ist verschlossen, Madame, und verriegelt.“

„So kommt denn,“ sagte sie, „und zwar schnell. Sind alle hier?“ Damit warf sie einen Blick über die Gruppe, und eilte voraus, Annetten nachziehend.

Dem Leser mag es unwahrscheinlich dünken, daß Annette, trotz aller Einfachheit und wenigen Erfahrung, so ruhig und vertrauensvoll einem Wesen folgte, das sie früher nur Einmal gesehen, und das sich über

seine Absichten und seinen Charakter nicht im Geringsten ausgewiesen. Und doch war es so, Anetten kam nicht das leiseste Bedenken, sie folgte der Dame so zuversichtlich, als wäre diese ihre vieljährige Bekannte, sie war von ihren guten Absichten überzeugt, ja es kam ihr nicht der geringste Zweifel darüber, daß jene ein besonderes Interesse haben müsse, sie aus den schlimmen Händen, in die sie gefallen, zu retten. Ueber die Motive zu solchem Vertrauen weiß ich keine Rechenschaft zu geben, gewiß aber ist, letzteres war vorhanden.

Sie folgte so bereitwillig, als wäre es ein verabredeter Plan gewesen, durch verschiedene Gänge, die mit den einzelnen Hausabtheilungen in Verbindung standen, und ohne einer lebenden Seele zu begegnen, wenn wir die beiden Bewaffneten ausnehmen, gelangten die Flüchtlinge endlich zu einer offenstehenden Thüre, durch welche das Einströmen der frostigen Herbstnachtluft sich fühlbar machte. Für Annettens Brust war diese Luft und das damit verbundene Freiheitsgefühl die angenehmste aller Erleichterungen. Es war ihr nicht anders, als fühlte sie den Puls des Freiseyns, als brächen die Ketten zusammen, die bisher an ihr Herz geschmiedet gewesen. Nun erst fühlte sie, wie viel sie gelitten, welch drückendes Gewicht die letzten drei, vier Tage auf ihr gelegen, nun konnte die selige Empfindung der Thränen das bange Herz erleichtern, und trotz allen Bemühens, sie zurückzudrängen, entquollen sie unaufhaltsam ihren Augen.

Die Gesellschaft trat durch die kleine Hinterthüre in den sogenannten niedern Hof. Auch hier war Niemand zu sehen, außer am Thor, das er offenhielt, ein Bewaffneter, welcher sich alsbald den Wegeilenden anschloß, und nun gewannen sie mittelst eines andern Hofs ein Stück Feld, das von einem Fußpfad quer durchschnitten war. Aber augenscheinlich befanden sie sich noch immer innerhalb der Einfriedigung des Schlosses, denn Annette erblickte in einiger Entfernung die Umrisse einer Mauer. So lange sie sich im Bereich der gefährlichen Wohnung wußte, konnte sie sich nicht sicher fühlen. Bei der vollkommenen Finsterniß ließ sich mit Ausnahme der Mauer nichts deutlich unterscheiden, bis sie am Ende des leeren Raumes angekommen waren. Hier gewahrte Annette mit unbeschreiblichem Entzücken ein kleines offenes Pförtchen, und im Augenblicke befand sich die ganze Gesellschaft auf der Nebenstraße von Puiselet nach Fontainebleau.

Wahr ists, Annette wußte nicht, wo sie sich befand, aber das fühlte sie, daß sie frei war, und ihr Dankgefühl äußerte sich in einem von Herzen gehenden Thränenstrome. Einige zwanzig Schritte von der Pforte hielt ein Wagen mit einem Kutscher und zwei Bedienten mit einigen Handpferden. Die Dame führte Annette zärtlich an den Schlag und flüsterte ihr zu: „Du bist in Sicherheit, liebes Kind! bist geborgen!"

Alles ging nun leicht und schnell von Statten, Annette stieg in den Wagen, die Dame setzte sich neben sie, auch die weiblichen dienstbaren Geister fanden ihren

Sitz, und die Männer wurden außen untergebracht. Das bewaffnete Gefolge der Dame schwang sich auf die bereit stehenden Pferde, und ohne irgend eine Losung abzuwarten, eilte der Wagen nach kaum zugeworfenen Schlage so schnell davon, als sich nur immer mit der Beschaffenheit des Weges vertrug.

Annette weinte noch immer, aber sie fühlte sich vom Arme der edeln Begleiterin umschlungen, und ihre Hand zärtlich gedrückt, von derselben Rechten, die sie aus der verhängnißvollen Wohnung geleitet. Dabei flüsterte ihr die sanfte melancholische Stimme der theilnehmenden Freundin innig besorgt zu: „Du bist gerettet, Annette, bist gerettet. Gewiß lebt' ich nur für diesen Augenblick so lange."

Gern hätte Annette über tausend Dinge sich Auskunft erbeten, denn tausend Hoffnungen, Sorgen und Erwartungen verlangten Auskunft, aber sie fühlte, es war dies keine Zeit zu fragen, um so mehr, als sie sich mit der Dame nicht allein befand.

Ueber zwei Stunden war der Wagen in gleicher Schnelle fortgerollt, bis er auf einen Augenblick stille hielt, indem die Pferde gewechselt werden mußten. Dann aber setzte er sich mit der vorigen Eile wieder in Bewegung, die ununterbrochen über drei Stunden lang fortdauerte. Nun ein zweiter Pferdewechsel und darauf eine anderthalbstündige Fahrt, bis Annette bei den schwachen Lichtstreifen, die am östlichen Himmel zum Vorschein kamen, in einiger Entfernung eine lange Baumallee gewahr wurde neben einem Wasser,

und mit einem Schloß im Hintergrunde. Zehn Minuten später befand sich der Wagen im Schloßhofe. Der ganze Haushalt schien auf den Beinen zu seyn, die großen Flügelthüren über der äußern Stufenreihe flogen auf, und aus der Hausflur strömte ihnen eine reiche Beleuchtung entgegen. Die Dame geleitete Annetten die Stufen hinauf durch die Flur in einen großen prachtvollen Saal, wo einige Erfrischungen bereit standen.

Die Wände des Zimmers waren mit schwarzem Eichenholz getäfelt, und mit Ausnahme des reichen Schnitzwerks am Gesimse und an den Ecken ohne alle Zierrath, nur in der Mitte zwischen zwei Fenstern hieng ein kleines Bildniß in einem dicken schweren Rahmen. Zu ihm geleitete die Unbekannte Annetten, und wies mit der Hand darnach, ohne ein Wort zu sprechen. Es war eine ausnehmend schöne Malerei, der Gegenstand ein Herr in Militär-Uniform, im Begriff sich aufs Pferd zu schwingen. Er schien von Jemand Abschied zu nehmen, das Gesicht dem Beschauenden zugekehrt, während die Linke anmuthig Hut und Federbusch schwenkte mit einem Ausdrucke von Freude und Beseeligung, die sich schwer beschreiben ließe.

Bei dem ersten Blicke fuhr Annette mit der Hand an die Stirne und rief: „ich habe es schon früher gesehen, in Castelneau! ich kenne es wohl, bin ich doch manche Stunde, in Betrachtung verloren, davor gestanden. Ach welch' ein Gesicht, welcher Blick!"

Die Dame schlang die Arme um sie, verbarg das Gesicht an ihrer Schulter, und weinte bitterlich. War Theilnahme an fremdem Kummer, ein jedem zarten liebevollen Herzen angeborenes Gefühl, oder waren andere verborgene Ursachen im Spiele, diese feinen, mysteriösen, nie erklärten, vielleicht unerklärbaren Kettenglieder der Menschheit, die, den leeren Spinngeweben der Metaphysik zum Trotze, uns vielleicht, soweit es hienieden möglich, das Wirken unseres immateriellen Ich und seine Gemeinschaft mit andern Geistern andeuten, oder war irgend ein anderer Grund vorhanden aus tiefern und verborgenern, oder einfachern sichtbarern Quellen: genug, Annette sah den Kummer der Unbekannten nicht ohne Rührung, auch das Gemälde konnte sie nicht ohne tiefe innige Bewegung betrachten, und, ihren Gefühlen den Lauf lassend, senkte sie ihr Haupt, und ihre Thränen mischten sich mit denen der Freundin.

Sie durften sich der sympathetischen Regung nicht lange hingeben, denn bald trat einer der Begleiter ein, und flüsterte, ehrerbietig sich nahend, der Gebieterin wenige Worte zu. Die Dame schrack zusammen, und fuhr mit der Hand an die Stirne. „Wirklich," sagte sie, „wirklich! Wie weit kam er?"

„Halbwegs die zweite Station, gnädige Frau," erwiederte Jener.

„Ein unglücklicher Umstand," sagte die Dame, „wirklich ein unglücklicher Umstand. Liebste Annette, wir sind noch nicht in den Hafen eingelaufen, doch jeden-

falls haben wir einen bedeutenden Vorsprung, und es soll ihnen nicht gelingen, nein, und wenn wir auch Frankreich verlassen müßten. Keine Fragen, liebes Kind, nimm einige Erfrischungen zu dir, dann ruhst du dich ein Paar Stunden aus, und dann fort, wohin uns das Schicksal rufen möge."

Dreißigstes Kapitel.

Wir kehren für den Augenblick auf Schloß Michy zurück, und zwar zur Hintertreppe und den schmalen Gängen, die Annettens Flucht möglich gemacht. Wie wir gesehen, hatte sich zur Zeit der Entweichung keine Seele — die Flüchtlinge ausgenommen — darin blicken lassen, denn die Thüre zur Küche, dieser stets wichtigen, belebten Abtheilung eines französischen Hauses, war mit großer Vorsicht bewacht worden, und nach der Behauptung der abziehenden Schildwache verschlossen. Die übrigen Piecen, an denen sie vorüberkamen, waren bloße Speisekammern, Scheuerplätze, Vorkeller und dergleichen Räume, und in allen herrschte im Augenblicke der Flucht eine Todtenstille. Aber kaum waren die Flüchtlinge hinweg, so kroch ein kleiner wohlgebildeter Knabe, dem Anscheine nicht über die achte oder neune hinaus, in Wirklichkeit aber schon dem vierzehnten entwachsen, hinter einem Tisch oder einer Art Schrank hervor. Er trug das schmierige, unansehnliche Gewand

eines Marmiton, des niedrigsten aller Küchenbeamten eines französischen Hauses, aber ein schlauer durchdringender Blick leuchtete aus seinen Augen, einen Geist verrathend, der auch in andern gefährlichen Beschäftigungen, als den hitzigen aber unschädlichen der Küche, seine Stelle auszufüllen im Stande war.

Kaum war er hervorgekrochen, so brach er in ein gemeines, widriges, halb unterdrücktes Lachen aus, dann warf er einen scharfen kecken Blick in die Runde, wie besorgt, es könnte Jemand seine Heiterkeit bemerken. Der Blick beruhigte ihn, er sah sich vollkommen allein, kicherte nun aufs neue und sprach mit sich selbst, wie es schien höchlich vergnügt über den Handel, in dem er begriffen. „Ha, ha, ha!“ sagte er, „nun mögen sie sich um einen andern Marmiton umsehen. Der plumpe Koch in seiner schmierigen Livrée soll mir keines mehr versetzen mit seinem Löffel, als wäre ich ein Dachshund. Nein! wahrlich nicht! Auch soll mich der große wilde Eisenfresser, der Merliton, nicht mehr von sich stoßen den Gang hinan, als wäre ich ein Federball. — Ja! wenn ich ein Narr wäre, wie mein Kamerad Jonas, gieng ich hin, und erzählte dem schmutzigen Hofgesindel, was ich gesehen, aber ein solcher Esel bin ich nicht. Das Geld soll in meine eigene Tasche fließen, und ich muß bald wissen, wohin sie das hübsche Pastetchen führen. Sicher läßt es sich der König was kosten, wenn er Wind bekommt, wohin der Vogel ausgeflogen, und während sie zechen und streiten und sie entwischen lassen, verschaff' ich mir eines der Pferde

im Stall, und ihr nach und den Weg ausspionirt, was gilts, ich erfahre, wo der Hase im Pfeffer liegt?"

Mit diesen Worten, denen das vorige, widrige Gelächter folgte, schlüpfte er zu derselben Thüre hinaus, durch die sich die Flüchtlinge gerettet, und sah sich schlau in der Dunkelheit nach jenen um.

Der Fußpfad, den sie eingeschlagen, war wie jeder andere Pfad auf Erden alles nur nicht geradlinig, Wir Alle haben etwas Schlangenartiges an uns, das uns leider gerades Losgehen aufs Ziel verwehrt, wärs auch nur von einer Ecke des Feldes ins andere. Marmiton, mit allen Windungen des Pfads durch lange Erfahrung aufs Beste vertraut, wählte den kürzern Weg querfeldein, und als er Annetten und ihre Gefährten im Wagen sah, schwang er sich raschen Sprungs auf die Mauer, ohne jedoch ein triumphirendes Kichern unterdrücken zu können, das der Aufmerksamkeit des Vornehmsten aus dem Gefolge der Unbekannten nicht entging. Mit der Flüchtigkeit des Eichhorns auf der Mauer fortrennend, hielt der Knabe mit dem Wagen gleichen Schritt bis ans Ende des Bollwerks, wo sich ein niedriges Gebäude mit einem kleinen auf die Straße führenden Hofraum anschloß. Hier waren die Stallungen, worin die Herren, die wir auf dem Schlosse jubiliren sahen, die Pferde unterbrachten, deren sie bei ihren diversen unehrenhaften Ausflügen bedurften. Bald führte der Knabe einen gesattelten und gezäumten Klepper in den Hof heraus, und ließen sich auch die Bügel nach der Convenienz seiner kurzen

Beine nicht genugsam in die Höhe schnallen, so wußte er sich doch auf andere Weise einen guten Sitz zu verschaffen. Er steckte nämlich die Füße in die Bügelriemen, und sprengte so dem Wagen nach.

Fünfzehn Stunden lang blieb er den Hinwegeilenden an der Ferse, denn sein Gewicht war so leicht, daß es in keiner Weise das Pferd beschwerte. Der Wagen wendete sich, Paris zur Seite lassend, in der Richtung von Chantilly und Clermont dem Beauvoisis zu, und der Knabe war genöthigt seine Eile zu mäßigen, obwohl er deßhalb die Verfolgung nicht aufgab. Er behielt die Kutsche im Gesicht, bis sie die letzte Station erreichte; und nachdem sie wieder abgefahren, gönnte er seinem Pferde noch einige Erholung und stellte allerlei schlaue Fragen über die Richtung, welche die Reisenden genommen, und wem wohl die Equipage gehöre. Aber bald entdeckte oder vermuthete er, daß die beiden Stalljungen, die einzigen wachen Personen, ihn absichtlich auf eine falsche Fährde zu leiten suchten, auch war der schalkhafte Blick, womit sie seine Fragen beantworteten, nur allzu geeignet, einen solchen Verdacht zu erzeugen. Augenscheinlich gaben sie der Herrschaft einen falschen Namen, darüber war Marmiton alsbald mit sich im Reinen, auch die Richtung, die nach ihrer Angabe der Wagen eingeschlagen, war er für erlogen zu halten geneigt, obwohl er hier seiner Sache nicht so gewiß war. Ueber seine Jahre verschmitzt und in allen kleinern Arten der Spitzbüberei bewandert, beobachtete er, soviel ihm das matte Licht

gestattete, die Gesichter der beiden Jungen. Er hatte sie im Verdacht, und darin täuschte er sich nicht, daß sie ihn einer umgekehrten Auslegung ihrer Worte für fähig hielten, daher war er geneigt anzunehmen, sie könnten ihm deshalb in einigen Punkten die Wahrheit sagen, um ihn um so gewisser zu täuschen. Deßhalb nahm er sich vor, auf seiner Hut zu seyn, und so schnell er seinen Ritt fortsetzte, wo sich weder rechts noch links Fahrgeleise zeigten, so vorsichtig ging er bei jeder Straßenmündung zu Werke, sich der genauesten Untersuchung hingebend, ob frische Räder- und Hufspuren zu sehen waren. So verfolgte er seinen Plan auf die wirksamste Weise, und er gab sich nicht eher zufrieden, bis er die Spuren des Fuhrwerks bis zum Thorwege rekognoszirte, in dessen Mauern Annette Zuflucht gefunden hatte.

Im anstoßenden Dorfe gönnte er seinem Pferde einige Stunden Ruhe, und wußte nun leicht den Namen des Gebäudes zu erfragen. Vergnügt über seine Entdeckung, ritt er langsam nach Versailles, und im Palast sich einfindend, verlangte er keck, mit dem Könige zu sprechen.

Der Schweizer, an den er sich deßhalb wendete, lachte ihm ins Gesicht, mit den Worten: „Fort, schmieriger Racker, meinst du, der König gebe dergleichen jungen Vagabunden Audienz? Brächt' er ja den Duft von Kesseln und Töpfen einen Monat lang nicht aus der Nase. Weg da, sag' ich nochmals, ich würde mein Rohr mit deinen Schultern in nähere Berührung

bringen, fürchtet' ich nicht, es durch solch schmutzige Bekanntschaft zu verunehren."

Der Knabe war nicht wenig verblüfft, indeß verlor er den Muth nicht. Entschlossen, sein Ziel zu erreichen, ganz gleichgültig über die Mittel, wenn sie nur dahin führten, und über das Hinderniß, das ihm im Wege lag, völlig aufgeklärt, begab er sich ohne Zeitverlust nach Paris, um durch den Verkauf des Pferds, das er den Ställen zu Michy entlehnt, sich in den Besitz der nöthigen Baarschaft zu setzen.

In der guten Stadt Paris treiben sich Spitzbuben jeder Art und Sorte jetzt wie immer um. Somit war auch zu jener Zeit die ehrenwerthe Kaste recht anständig besetzt und auch die Zunft der Käufer gestohlener Güter entstand solchen nicht, die dergleichen Waare zu Markt zu bringen hatten. Der Mann, dem Marmiton das Pferd feilbot, erkannte darin auf den ersten Blick einen Kaufgegenstand, der, für den Handelsmann etwas gefährlich, nur weit unter dem wahren Werthe erstanden werden konnte. Auch war das Thier ziemlich zu Schanden geritten, der Reitzeug dagegen ließ nichts zu wünschen übrig. Indeß hatte sein günstiger Stern Marmiton in ziemlich ehrliche Hände geführt, die ihm wenigstens ein Fünftel des ganzen Werths zukommen ließen. Mit dieser Summe, für ihn eine unermeßliche, verfügte sich Marmiton in einen Trödlerladen, wo er sich ohne Schwierigkeit einen ziemlich schmucken Anzug zu eigen machte. Letzterer hatte vor Zeiten einem königlichen Ehrenpagen zugehört,

der ihn in abgetragenem Zustand seines Vaters Diener überlassen, und dieser ihn in die Wohnung gesandt, wo er dem Marmiton anheimfiel. Der Junge hatte das Pferd so wohlfeilen Kaufs losgeschlagen, nicht nur weil er gestohlene Waare nicht zu hoch im Preise halten mochte, sondern auch, weil er über den wahren Werth des Artikels in völliger Unwissenheit war. Dagegen war er dem Trödler weit eher gewachsen, auf seine Herrlichkeiten verstand er sich besser, und so bekam er die Kleider wirklich nicht zu theuer. Ueberdieß gab ihm der würdige Mann ein Stück Rath in den Kauf, das sich Marmiton wirklich zu Nutz und Frommen erwies.

„Vergiß nicht, lieber Junge," lautete dieser, „ehe du in die Kleider fährst, dir Gesicht und Hände zu waschen; sonst möchte der Contrast zwischen dem schmutzigen Antlitz und dem schmucken Gewand die Leute auf den Gedanken bringen, eins oder das andere wäre gestohlen, und Letzteres kann doch nicht wohl dein eigen Gesicht seyn."

„Schon gut," sagte der Knabe, „ich wasche mich, wenn ich Wasser bekommen kann, denn ich gehe zum König, und da darf man keine schmutzigen Hände mitnehmen."

„Zum Könige! so ein Schmutzvogel?" rief der Trödler, „was willst du damit sagen? Mit einem solchen Dachse wie Du, hat Seine Majestät nichts abzumachen."

„Da möchtet Ihr Euch irren, Meister Nahtzähler,"

erwiederte Marmiton, „der König dürfte mir viel zu sagen haben, denn ich habe ihm gar Manches zu eröffnen, wofür ihm die Hälfte einer Provinz nicht zu theuer wäre, wenn ich mich anders darauf verstehe.“

„Ein Geheimniß!“ sagte der Trödler, aufmerksamer werdend, „und was wäre das für ein Geheimniß, guter Junge?“

Der Knabe lachte ihm ins Gesicht, und erwiederte: „Ihr müßt mich wirklich für lammfromm halten, aber wenn Ihr Gelegenheit habt, mein Geheimniß vor mir dem Könige zu erzählen, so sagt ihm, er habe mehr Spitzbuben in Paris, als er sich träumen lasse, und setzt Euch obenan. Ha, ha, ha.“

Er wollte den Laden mit lautem Gelächter verlassen, aber der Trödler, jener Klasse angehörend, die so viel Geschick oder Leidenschaft zur Intrigue hat, interessirte sich alsbald für den Knaben, Beides wegen der Natur seiner Unternehmung und wegen des Talents, das er dafür entwickelte.

„Halt, guter Bursche, halt,“ rief er, „sey nicht zu hastig, ich will dir einen Rath geben, wenn du noch eine Weile bleibst, hilft er nichts, kostet er auch nichts. Hast du aber wirklich ein Geheimniß von einigem Werthe, so mag er dein Glück machen.“

„Ei wirklich?“ sagte der Knabe, stehenbleibend, „so sagt mir, was es seyn mag.“

„Tritt näher,“ sagte der Mann, „und höre was ich dir sage. Du kannst nie beim Könige zur Audienz kommen, wenn du nicht Jemand hast, der dich einführt.

Den aber verschaff' ich dir, wenn du mir ein paar Louisd'or Douceur gibst."

„Und wie vermögt Ihr das mehr als ich?" versetzte der Kleine. „Ihr reinigt gebrauchte Kleider, ich reinige gebrauchte Schüsseln. In der Beziehung ist kein großer Unterschied zwischen uns, und ich habe nicht im Geringsten Lust, eine so schwere Sünde zu begehen, als da ist das Wegwerfen eines doppelten Louis für etwas, das der liebe Gott von selbst gibt."

„Und was wäre das?" rief der Trödler, „was wäre das, junger Räthseldrechsler?"

„Leere Luft, und nichts weiter," war die Antwort, „hübsche Worte meine ich, Meister Nahtzähler — fette Zusagen und dünne Auskunft. Nein, nein, dafür bezahl' ich nichts."

„Bewahre der Himmel, das sollt Ihr auch nicht," erwiederte der Trödler. „Wahrhaftig, Junge, Ihr seyd mißtrauisch wie ein Rattenfänger, aber ich zeig' Euch in einer Minute, wie ich mein Versprechen erfüllen kann. Sagt mir, Bursche, Ihr scheint was vom Hofe zu wissen, wer ist des Königs Kammerdiener? Könnt Ihr das sagen?"

„Ei wohl, kann ich das," war die Antwort. „Meister Lebel hat mir seiner Zeit manchen Puff gegeben."

„Recht so, recht so," erwiederte der Trödler, aus des Knaben fertiger Antwort schließend, daß er wirklich mit dem Hofe bekannt sey. „Wohlan denn, wirf einen Blick auf diesen Brief, wenn du lesen kannst, und faß dir die Unterschrift ins Auge."

Der Junge nahm den Brief und durchlas ihn. „Ha, ha!“ sagte er, „diese Nacht besucht er Euch, und bedarf hundert Louisd'or, nun versteh ich. Ich soll ihm mein Geheimniß sagen, nicht wahr?“

„Nein,“ versetzte der Andere. — „Nein, Bursche, nein, dazu bist du zu schlau, das seh' ich, auch möcht' ich es dir nicht rathen. Meister Lebel gehört zu denen, die keinem andern den Vortheil gönnen, den sie selbst ziehen können. Nein, aber bei dem Könige könnte er dich einführen, wenn du wirklich im Besitz eines wichtigen Geheimnisses bist.“

„Ha, ha, das läßt sich hören,“ erwiederte der Junge. „Kommt, Meister Trödler, Ihr mögt wohl die beiden Louis davon tragen, aber schnell ans Geschäft, sonst bekommt ein Anderer den Vortritt.“

„Du siehst,“ sagte der Trödler, „er will um sieben hier seyn, und wir können vorher nichts unternehmen. Komm um jene Stunde zu mir, und ich führe dich bei ihm ein, und kommst du nicht mit ihm zurecht, ists deine Schuld und nicht meine.“

„Gut,“ erwiederte der Knabe, „gut, ich fehle das Ziel nicht, verlaßt Euch darauf, aber seyd Punkt sieben hier, und nun auf Wiedersehen, lieber Freund.“

„Ein Wort für tausend, ehe Ihr geht,“ sagte der Andere; „es ist ein guter Rath, liebes Bürschchen, und keine Beleidigung für einen jungen Herrn von Ehre, der seine Carriere machen will.“

„Was wäre das?“ sagte der Knabe. — „Rückt mit der Sprache heraus.“

„Nur das," war die Antwort, „habt Ihr etwa Geld und Geheimniß gestohlen, so wär's rathsam, Ihr verhieltet Euch ruhig und trätet für die übrige Tageszeit bei Seite. Ganz in der Nähe, um jene Ecke, befindet sich eine gute Herberge, wo die Leute gelegentlich Unterschleif finden."

„O, ich stehle nie was," sagte der Knabe, „aber ich bin müde, und will mich schlafen legen, und da werd' ich mich ruhig genug verhalten. Auf Wiedersehen!" und damit entfernte er sich.

Um die siebente Stunde, im Dämmerlichte das um diese Tags- und Jahrszeit im Innern eines Pariser Ladens herrschte, besonders wenn dieser im Mittelpunkte der Stadt lag, wo Haus an Haus gedrängt selbst die Mittagssonne von den engen Gäßchen ferne hielt, saßen der Trödler und der Kammerdiener des Königs, welcher Letztere, obwohl jederzeit auf den Titel eines Edelmanns Anspruch machend, bei Gelegenheit keinen Anstand nahm, dergleichen Lokalitäten, wie diese, mit seiner Gegenwart zu beehren. Gar oftmals konnte man ihn zwischen Tag und Dunkel in manch ärmliche Bude treten, manch elende Wohnung ausspioniren sehen, und bisweilen verweilte er längere Zeit darin, bald in seines Gebieters, bald auch in eigenen Angelegenheiten.

Seine Absichten und Beschäftigungen bei solchen Gelegenheiten verschweigen wir aus Achtung für den Leser, uns auf die Angelegenheit, die ihn heute in die

Wohnung des Trödlers führte, beschränkend. Wie so viele andere in ähnlicher Lage, hatte auch er sich durch den Umgang mit seinen verdorbenen Obern an ein verschwenderisches Leben gewöhnt, das ihn trotz der bedeutenden Summen, die er von Jener Lastern und Thorheiten zu ziehen wußte, oft in Mitten des Ueberflusses aufs Trockene setzte. Der tägliche Anblick eines Königs, der in ewiger Geldverlegenheit sich kein Gewissen machte, seine Unterthanen für seine verschwenderischen Bedürfnisse auszuplündern, machte ihn natürlich geneigt, zu demselben Zwecke diesen König selbst zu scheeren. So war er ein besonderer Freund von Accidenzien, auf die seine Ansprüche mehr als zweifelhaft waren, und oft bereicherte er die Wohnung unseres guten Freundes, des Trödlers, mit Artikeln, die noch lange der königlichen Person oder den Gemächern zu Versailles zum Schmuck dienen konnten, hätte er nicht eine Mackel daran entdeckt, die sie in seinen Augen der königlichen Gegenwart unwerth machte. Bisweilen sah er sich gemüßigt, dergleichen Hülfsquellen zu anticipiren und richtig vorausberechnend, daß neue Kleider mit der Zeit alt werden, und zuletzt den Weg in seine Hände finden müßten, verkaufte er des Monarchen Gewänder auf dessen Leibe, der schwer zugänglichen Börse des sonst dienstwilligen Freundes, mit dem wir ihn gegenwärtig conversiren sehen, wenigstens einen Vorschuß entlockend.

Der Trödler hatte ihm das Abenteuer mit dem

Knaben erzählt, und Lebel verzog gerade das Gesicht zu einem höhnischen Lächeln über die Anmaßung eines solchen Bürschchens, ein Geheimniß für königliche Ohren besitzen zu wollen, als Marmiton eintrat, in Wahrheit sich in der neuen Hülle recht schmuck und stattlich ausnehmend, obzwar immer noch ziemlich winzig von Statur. Denn freilich hatte das Gewand seinen Dünkel ausgedehnt, ohne die Person selbst gestreckter machen zu können.

„Guten Abend, Herr Lebel," begann er, „guten Abend Euer Gestrengen. Ich setze voraus, der gute Herr da hat Ihnen mein Anliegen mitgetheilt, das kein anderes ist, als eine Audienz bei Seiner Majestät."

Der Kammerdiener visirte den kleinen Redner mit einem Späherblick, scharf und durchdringend, wie ihn der Zustand der Beleuchtung nur immer zuließ, und setzte die scrupulöse Musterung ein paar Minuten lange fort, als wollte er absichtlich den Jungen verwirren, und außer Fassung bringen. Allein bei Marmiton war dieß keine leichte Sache, um so mehr, als er eine bedeutende Meinung von seiner eigenen Wichtigkeit hatte, eine Meinung, die am rechten Flecke und mit gehörigem Nachdrucke angebracht, unzählige Schwierigkeiten und Gefahren beseitigt, durch die unser Lebensboot ohne diese korkartig wirkende Eigenschaft, Eigendünkel genannt, zum Sinken kommen würde.

„Ei, Meister Lebel," sagte Marmiton zuletzt, „Ihr scheint heute in beschaulicher Stimmung. Bitte, sagt

mir, wann Ihr damit fertig seyd, und gebt mir dann Antwort, ob Ihr mir die Audienz verschaffen wollt. Oder soll ich mich anders wohin wenden?"

„Dir eine Audienz verschaffen beim Könige!" rief Lebel. „Naseweiser Gelbschnabel, eine Audienz will ich dir verschaffen bei einer Hundskarbatsche. Wahrhaftig dein Gesicht, so sehr du es gescheuert, hat sich meinem Gedächtniß dermaßen mit Fett und Rauch bedeckt eingegraben, als wär' es mir erst gestern unter die Augen gekommen."

„Und wo habt Ihrs denn je gesehen?" fragte der Knabe keck. „Wenn Ihr es gesehen, werdet Ihr auch sagen können, wo?"

„Glaubst du, ich zeichne mir jeden Messingknopf im Gedächtniß an, den ich zufällig einmal gewahre?" entgegnete Lebel. „Aber deine Unverschämtheit soll bald zu Fall kommen, guter Bursche. Herr Vingtun, ich bitte, schickt aufs Polizeibureau nach einem Bogenschützen. Verlaßt Euch darauf, der Junge hat das Geld zu den hübschen Kleidern gestohlen. Wir müßen ihn im Chatelet unterbringen, laßt ihn ja nicht entwischen."

„Da mögt Ihr unbesorgt seyn," erwiederte der Knabe, dessen Keckheit und Unverschämtheit durch Speise, Ruhe und Nachdenken eher zu- als abgenommen hatte.

„Seyd unbesorgt wegen meines Entweichens, Meister Lebel, ich bleibe hier. Aber bedenkt Euch wohl, ich habe dem Könige eine Nachricht mitzutheilen, für

die ihm eine halbe Provinz nicht zu theuer wäre, und da er nun einmal früher oder später Alles erfahren muß, so könnt Ihr selbst ermessen, ob es ihn freuen wird, wenn Ihr ihm die Botschaft so lange vorenthalten, bis es vielleicht zu spät ist, und wenn Ihr überdieß den Boten mißhandeltet. Nun schickt meinetwegen nach allen Bogenschützen Frankreichs, mich kümmert's nicht. Die bringen mich wohl in des Königs Gegenwart, wenn Ihrs nicht thut."

Es lag soviel Entschiedenes und Bewußtes in des Knaben Ton und Benehmen, daß er augenscheinlich sein Geheimniß für sehr wichtig halten mußte, überdieß kündigten seine Blicke und Worte so viel Schlauheit und Verstand an, daß Lebel annehmen zu dürfen glaubte, Jener könne sich in seiner Ansicht darüber, was für den König eine wichtige Nachricht sey, nicht wohl irren. Gern hätte der Kammerdiener das Geheimniß mit einem halben Pfund des besten Schnupftabacks erkauft, den er je einer königlichen Büchse entwendet — für ihn ein bedeutendes, sehr bedeutendes Opfer — und zwar lag dieser Sehnsucht keine gewöhnliche Neugier zu Grunde, sondern die Absicht, die Nachricht, wenn sie sich wirklich des Nachsagens werth erwiese, zu seinem eigenen Vortheil zu benutzen. Allein der Knabe war verschlossen wie das Grab, und Lebeln blieb weiter nichts übrig als ihn fortwährend anzustarren, um etwa herauszubringen, wo er ihn schon gesehen. Denn dieser letztere Umstand hatte sich

aus seinem Gedächtniß gänzlich verloren, obgleich er gewiß war, das Gesicht schon öftermalen auf seinem Lebenspfade erblickt zu haben.

Auf einmal schien ihm ein Licht aufzugehen. „Ha!" rief er, „nun erinnere ich mich! Du bist der kleine Tagdieb von Marmiton, der mir vor wenigen Tagen Zucker in die Suppenschüssel warf in Michy."

„Derselbe, Herr Lebel! derselbe," erwiederte Marmiton, „und den Ihr dafür tüchtig in die Ohren kneiptet."

„Nun ist mir Alles klar," sagte Lebel nachdenklich, „ich kenne dein Geheimniß."

„Wirklich?" sagte der Knabe, besorgt, dasselbe möchte durch einen andern Kanal zu Tage gekommen seyn, „aber wie fern, Herr Lebel, wenn ich bitten darf?

„Nun nichts weiter," erwiederte Jener, „als daß das junge Fräulein — ich meine die Letzte — die nach Michy kam — von dort entführt ward."

„Pah!" rief der Junge, „so wißt Ihr nichts davon."

„Ich weiß so viel als der König," erwiederte der Andere, „und überdieß gabs diesen Morgen einen scharfen Auftritt in Versailles aus diesem Grunde."

„Gut," antwortete der Knabe in wichtigerem Tone als je, „gerade um den König mehr wissen zu lassen, als er oder Ihr wißt, muß ich ihn sprechen. Führt Ihr mich bei ihm ein, so sag' ich ihm, wie sich

Alles zutrug, jeden Schritt, den das Mädchen that, wohin sie gieng, wo sie nun ist."

„Kannst du das, so ist dein Glück gemacht," rief Lebel. „Komm mit, komm mit, und du sollst Herr Marmiton heißen für deine übrige Lebenszeit."

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

James, G. P. R., / Notter, Friedrich, / Pfizer, Gustav,

G. P. R. James' Romane

Bd.: 56

Stuttgart 1843

P.o.angl. 590 r-53/58
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10753211-3